

QUARANTHOLOGIE

**WORTWERK
ERLANGEN**

Wortwerk Erlangen
»QUARANTHOLOGIE«

Originalausgabe

@ 2020 Alle Rechte vorbehalten

Wortwerk Erlangen GbR
% Valeria Fischer
Killinger Straße 33, D-91056 Erlangen
<https://wortwerkerlangen.wordpress.com>

Coverfoto: Clarissa Carbungco (UNSPLASH)

ISBN 979-8-632530-05-7

Imprint: independently published

QUARANTHOLOGIE

Inhalt

PROLOG

BJÖRN BISCHOFF • Wie der Regen kam und ging, und die Welt einen Brief nicht las	13
STEFAN WINTER • Aus dem Tagebuch der Isolation	23
AGNES E.M. MANGARTZ • Blau	27
NATAŠA DRAGNIĆ • Der letzte Montag	35
ROSA GRAEFE • relationships, border, memes	47
THOMAS GEORG WERNER • Rückkehr der Dandys	57
ADRIAN VAN SCHWAMEN • Kaffeepause	77
VALERIA FISCHER • Herzkrümmungen	83
ANDREAS POHR • Die letzte Geschichte	91
REBEKKA KNOLL • Der Luftballon	101
JOHANN ROCH • Wie man am besten stirbt	109
AGNES E.M. MANGARTZ • Drei Alltagsaphorismen	121

ANNE D. PLAU • Wellenbrechung	127
THOMAS GEORG WERNER • Freiheit und Widerstand	137
MARI MÜLLER • Die Meerschweine	141
MARA LETTER • Affentheater	151
ARNO SCHLICK • Worthquake, wallstreet & mehr	163
MICHAEL PIETRUCHA • ES IST GUT — oder das Lied von Mima	171
MARLENE WIECZOREK • Geschlossen	177
ADRIAN VAN SCHWAMEN • Abgesang	193
SYLVIA HUBELE • Eine Reise an das Ende der Welt	203
SUSANNE KITLINSKI • Die Bibliothek der wichtigen Dinge	211
KLAUS D. KUHNKE • Pestgespräche	217
NITA PAUL • Wasserbüffel	231

EPILOG

PROLOG

Draußen wütete der Sturm. Eine dichte Wand aus Sand ließ gerade so viel Licht in den Raum schwappen, dass sich die Konturen der kargen Möbel schwach vor ihrem Hintergrund abzeichneten. Ein Tisch, verschlissen von Heerscharen tanzender Mäuse. Ein Bett mit dicht gewebter Staubtagesdecke. Ein Regal mit einem einzelnen Buch. Die Zeit hatte mit Fetzen von Tapete und abgebröckeltem Putz ihr düsteres Abbild auf den Boden gemalt.

Eine einsame Gestalt betrat das Zimmer. Ohne Hoffnung, dass es funktionieren würde, betätigte sie den Lichtschalter. Sie wurde nicht enttäuscht, als sie im Dunkeln blieb. Aus einem alten Rucksack zog sie eine Taschenlampe hervor und blickte sich um. Ein frisch aufgewirbelter Dunstschleier zeichnete unbeeindruckt

vom wandernden Lichtkegel beharrlich seine Spiralen in die Luft.

Vorsichtig zog sie die Decke vom Bett. Die Matratze war alt, wirkte davon abgesehen jedoch gemütlich. Etwas Besseres würde sich jetzt sowieso nicht mehr finden lassen. Im Vorbeigehen zog sie mit dem Finger eine Linie in die Staubschicht auf dem Tisch und trat an das Fenster. Sehnsüchtig suchte sie nach der blassen Andeutung eines Horizonts dort, wo sich irgendwo vor ihr die Welt deutlich vor einem abendroten Himmel abzeichnen musste, konnte jedoch nichts erkennen. Feine Körner prasselten vor ihren Augen auf die Scheibe ein und ihr Blick konzentrierte sich nun auf ihre eigene blasse Reflexion. Ein Gesicht, ausgemergelt und schmutzig, verlor in diesem Moment unter dem drückenden Gefühl der Isolation von Sekunde zu Sekunde an Fassung.

Hören. Reden. Irgendwas. Diese Stille. Diese Einsamkeit. Dieses Ungewisse... Wie lange war sie schon alleine unterwegs? Monate? Nein, womöglich Jahre. Zeit spielt keine Rolle, wenn niemand deine Tage zählt. Und Worte sind nur Schall und Rauch, wenn sie niemand hört. Wie gerne würde sie einfach nur etwas hören, und wenn es das Blaue vom Himmel wäre, wo sonst sollte sie es schließlich gerade herbekommen? Wie gerne würde sie sich in den warmen Pelz eines Bären schmiegen, den man ihr aufband, sich in Kleider aus

Seemannsgarn hüllen, Vokabeln aus dem Jägerlatein lernen und mit blank polierten Kelchen das auffangen, was andere aus ihren Herzen schütten. Einfach nur hören und ihren eigenen Gedanken eine Pause schenken, die sonst nur noch im Kreis laufen und mit jeder Runde an Kraft und Bedeutung verlieren.

Sie wandte ihren Blick vom Fenster ab und bemerkte erst jetzt das einzelne Buch im verstaubten Regal. Es lag flach auf dem Regalbrett, denn es hatte keine Gesellschaft, die es aufrecht halten konnte. Auf dem Buch lag ein Zettel mit einer Notiz:

Für jeden, der es braucht.

Überrascht von diesem Fund riss es sie aus ihrer Gedankenhöhle. Sie nahm das Buch, strich den dünnen Staubfilm vom Deckel und schlug es auf. Eine ganze Liste an Namen, die sie nicht kannte neben Worten, die von großen und kleinen, phantastischen und alltäglichen Geschichten kündeten, lächelten ihr entgegen.

Sie setzte sich auf die Matratze, legte ihre Taschenlampe auf eine Ablage am Kopfteil des Bettes und begann zu lesen...

BJÖRN BISCHOFF

Wie der Regen kam und ging, und die Welt einen Brief nicht las

Als der letzte Bewohner Aurich verließ, setzte der Regen ein und der Regen fiel für dreieinhalb Jahre auf die leeren Häuser und Gassen des Orts. Rinnsale zogen nach nur kurzer Zeit über das Kopfsteinpflaster, das zuvor noch die Schritte der Menschen über sich ergehen ließ. Die Nässe drang in die Mauern ein und schwemmte die Häuser auf.

Als der Regen nach dreieinhalb Jahren aufhörte, betrat der letzte Bewohner Aurich als erster Bewohner

und sein Name war Florin und er brachte seine Frau Viola mit sich.

Obwohl der Regen nicht mehr fiel, blieb die Nässe in den Mauern, doch das kümmerte das Paar nicht. Die Häuser erinnerten sich nicht mehr an ihre Besitzer und die Besitzer nicht mehr an ihre Häuser. Die Möbel darin bleiben allein – so wie die Stühle und Tische in den Gärten, in denen das Gras nun kniehoch reichte. Durch Wolkenschleier schien die Sonne auf den Ort, sodass Aurichs Straßen in diesem Licht wankten wie Laichkraut unter der Oberfläche eines großen Teichs.

Florin fand sich in den Gassen schnell wieder zurecht, er erinnerte sich an Aurich mit jedem Schritt deutlicher, obwohl der Regen viel verändert hatte. Die Gassen taten sich schwer mit Florins Schritten, bröselten und brachen hier wie da, die Häuser neben den Wegen in sich zusammengesunken, als schämten sie sich, ihr Holz feucht und schwarz.

Die Welt nahm bald wieder Kenntnis von Aurich und von Florin und Viola, schnell kamen die ersten Menschen zurück nach Aurich, obwohl der dunkle Schimmel noch am Holz fraß. Auf dem Marktplatz trafen sich die Leute und tauschten Gerüchte aus, sie setzten sich am Abend an ihre Tische unter den tropfenden Decken in den nassen Häusern und ignorierten das Wasser, so gut sie konnten, hinterließen ihre schmat-

zenden Spuren auf den Gassen am Tag, richteten sich ein. Aurich wehrte sich nicht. Der Ort blühte jedoch auch nicht auf, wie es die Menschen erwarteten. Auf den Rinnsalen der Straßen verschickten sie ihre Briefe und Pakete auf kleinen Holzkonstruktionen, die an alte Schiffe erinnerten. Doch selbst der einfachste Lauf des Wassers ließ die Nachrichten an Ecken und Mauern festhängen, presste mit aller Kraft die Worte an die Gebäude, suchte sich Löcher und Ruinen, in denen die Buchstaben verschwinden konnten. Viola band einen Brief auf eins ihrer Schiffe, zwei Seiten voller großer Worte, die den Lauf der Welt verändern könnten, nicht mehr hatte das Schiff geladen, als das Wasser es ergriff und schleuderte und drehte, bis es an einer Kante zerschellte. Seine einzelnen Bretter trieben auseinander und nach zwei Minuten war es, als hätte es das Schiff und den Brief nie gegeben.

Als sie drei Tage keine Antwort auf ihren Brief bekam, machte sich Viola auf die Suche nach ihrem Schiff und fand es nicht, aber dafür die Setzlinge. Sie entdeckte ein kleines grünes Feld nahe ihrem Haus, sie roch zwischen der Feuchtigkeit und dem Moder noch den bitteren Duft der Pflanzen.

Aurich lag unweit einem Wald, die Menschen kannten den Duft von Laub und von Bäumen. Aber als Viola sich über die Setzlinge beugte, spielte ihr der Geruch die

schönsten Bilder und Gesänge vor, die sie je erlebt hatte. Sie strich mit der flachen Hand über die Pflanzen, musste dabei aufpassen, dass sie keinen der feinen Setzlinge zerdrückte.

Als sie Florin davon erzählte, erklärte er es mit der nassen Luft in Aurich, die den Wuchs der Pflanzen begünstigen müsse. Vor dem Fenster fiel der Nachmittag in den Abend, während sie sprachen. Die Tiere wurden unruhig und scharrtten in der trostlosen feuchten Erde der Gärten.

Der drückend warme Wind musste die Samen der Setzlinge hergetragen haben, sie sprießten auf der Fläche nahe dem Haus von Florin und Viola und jedes Mal, wenn eine Böe wehte, setzte das Wehklagen der Pflanzen ein und sie schimpften und weinten über Gott und die Welt. Manchmal wachte jemand auf und lauschte ihren Lauten, doch niemand konnte einen Sinn darin finden, niemand wagte sich vor die Tür, um nach der Quelle dieser Tiraden zu suchen. Erst als die Sonne wieder hinter dem Dunst über Aurich stand, suchten die Menschen in den Gassen, doch da hatten die Setzlinge nichts mehr zu erzählen.

Doch davon abgesehen, bemerkten die Menschen in Aurich die Setzlinge am Anfang nicht, obwohl sie sich über die Gärten, Straßen und Dächer ausbreiteten. Ein alter König hatte einst eine Geschichte über sie erzählt,

über ihren Hang zu Ausbreitung und Wuchs, doch diese Geschichte lag zwischen zwei Buchdeckeln in einer Bibliothek weit entfernt, sodass niemand sie mehr kannte.

Die Menschen sprachen weder miteinander noch mit Viola oder Florin über die Setzlinge. Vielmehr kümmerten sie sich um ihre Geschäfte, die ersten neuen Bewohner ließen die nassen Balken ihrer Fachwerkhäuschen austauschen, mehrere Handwerksfirmen aus der Region um Aurich nahmen sich der anfallenden Aufgaben an.

Erst nach einigen Wochen in diesem Treiben fiel den Menschen von Aurich auf, dass die Setzlinge sie eng umgaben; die Handwerker sprachen sie jetzt auf das merkwürdige Grün in Aurich an. Ein Klempner hatte in einer Zigarettenpause gelangweilt mehrere Setzlinge ausgerissen, nur um festzustellen, dass sich innerhalb weniger Minuten an dieser Stelle fast doppelt so viele Setzlinge befanden.

Die Setzlinge wuchsen wie der Mond, der sich über den Nachthimmel schleicht. Den Bewohnern waren die Pflanzen unheimlich, sie wollten das Grün mit Scheren, Mähern und Feuer zurücktreiben. Doch sie kamen nicht durch die Stängel, konnten nicht zerschneiden, nicht verbrennen, was stetig spross. Mit hängenden Köpfen gingen die Menschen in Aurich durch die Gassen, erzählten sie sich doch mittlerweile am Abend die Ge-

schichte der leeren Stadt, deren verlassene Häuser die Welt wie verknöcherte Rippenbögen unter dem Regen mit sich herumtrug. Wer dann leise im Licht der Straßenlaternen ging, hörte Sätze in die Nacht verschwinden.

Bald kamen Botaniker aus den umliegenden Gebieten nach Aurich, um sich die Setzlinge anzuschauen, zu katalogisieren, in ein System zu bringen. Doch sie suchten und fanden nichts, die Lehrbücher boten für diese Pflanze keine Kategorie, keine Art. Ein Wissenschaftler glaubte an eine Neuentdeckung, einen weiteren weißen Fleck, der mit den Setzlingen verschwinden könnte, doch schnell begriff er, dass diese Pflanze nicht neu sein konnte, denn ihre Biologie kam ihm so vertraut vor, dass er diesen Gedanken verwarf.

In Aurich selbst breiteten sich die Setzlinge weiter aus und so kam es, dass der Ort nach wenigen Wochen unter einem grünen Teppich zu liegen schien. Die Setzlinge griffen nach den Dächern, den Mauern, den Gassen und kurz darauf nach den Menschen im Ort. Sie wuchsen aus Falten, aus Wunden und Öffnungen, ließen sich jedoch immer wieder entfernen.

Erst in Violas Lunge fanden sie ihre Rast. Viola hatte die wenigen noch nassen Balken ihres Hauses ausgetauscht, hatte jedes Leck des Dachs schließen wollen, doch dieses Haus hatte sich ihr widersetzt. Es stand

dort und tropfte in sich und aus sich heraus. Viola bemerkte über ihren Ärger gar nicht, wie der Setzling sich nach ihren Bronchien streckte, wie er sich in Arterien und Venen ausbreitete. Es dauerte drei Tage bis ihr die Luft wegblieb, bis der Husten einsetzte. Sie hörte das Wehklagen der Setzlinge, ihr Heimweh nach dem Wald, ihr Jammern und es trug sie aus der Haustür, hinaus über die Gassen und Winkel des Orts hin zum Waldrand und in das Dickicht. Eine merkwürdige Sehnsucht nach dem Moos ergriff sie und dann war da nur noch Blätterrauschen.

Es war kein Kampf mit den Setzlingen, vielmehr schien sich Aurich als Ort wie bei seinen wiederkehrenden Bewohnern damit zu arrangieren, die anderen eingefallenen Häuser wehrten sich auch jetzt nicht, die Gassen boten breitwillig ihre letzten Risse an. Die Wurzeln verschoben Steine und Holz und Beton, sodass Aurich sich ständig bewegte, hob, senkte. Die Erde darunter rieb und brach. Ein Rascheln war überall in dem Ort zu hören. Und der schwere Geruch der Bewegung hing den Menschen in der Nase.

Die ersten Bewohner packten bereits ihre Sachen und verließen Aurich, sie hinterließen ihre Wohnungen mit Möbeln und Büchern, mit Lampen und Tapeten, so wie sie einst schon einmal aus Aurich fortgezogen waren. Und wieder blieb Florin in dem Ort zurück.

Nach ein paar Wochen war er der einzige Mensch, der sich noch an Aurich und seine Frau erinnerte. Doch von Erinnerungen konnte er nicht zehren, weswegen er sein Hab und Gut packte, als die Vorräte zu Neige gingen.

Florin hatte seinen Koffer gepackt, doch eine Hoffnung hielt ihn zurück, in der Wohnung gefangen, zwischen all den Setzlingen, die in den Regalen, auf dem Sofa, dem Esstisch, dem Laminat hockten und wankten. Aus den Fenstern sah er in das endlose Grün, unter dem Aurich lag. Er lauschte den Setzlingen nachts, als wären sie Sirenen, die ihn von einem Kurs abbringen wollten, den er selbst nicht kannte. Erst in der vierten Nacht, nachdem seine Vorräte aufgebraucht waren, brach Florin auf, aus einem Impuls, einer Unruhe heraus, die ihn anfiel. Er trat hinaus unter einen sternenlosen Himmel voller kränklicher Wolken. Es krachte in einer der Gassen, wie von einem alten hölzernen Wagen. Dann fiel der erste Tropfen auf Florins Haut und ein Seufzer kam ihm über die Lippen.

Björn Bischoff. Geboren 1987 in Bremen. Lebt in Erlangen. Arbeitet mit Text. Erste literarische Veröffentlichungen etwa beim Dichtungsring 56.

STEFAN WINTER

Aus dem Tagebuch der Isolation

Es beginnt immer mit dem Papier. Dem Versprechen einer weißen Seite. Manche sehen darin Potential. Andere schrecken zurück. Fühlen die Angst vor der Leere oder der Stille. Aber es beginnt immer hier, auch wenn die Worte, die ausformulierten Zeilen vielleicht noch nicht sichtbar sind. Hier, am Anfang, sind wir alle gleich.

Hier, am Anfang, besitzen wir völlige Freiheit.

Sie kann uns Flügel ausbilden lassen und uns davontragen, den Gedanken hinterher in eine Welt, die uns gerade noch fremd ist und die wir uns erst noch zu-rechtschreiben oder -lesen müssen. Sie kann uns die Hand reichen und mitnehmen durch Eskalationsspiralen und in Abgründe hinab, in die wir uns allein niemals vorwagen würden.

Doch Freiheit ist fragil und Flügel tragen nur so weit, wenn jedes Wort ein neues Kettenglied werden kann, jeder Satz neue Konsequenzen mit sich trägt und die Last der Entscheidungen mit jedem Schritt schwerer wird. Jede gedankliche Abzweigung stellt erneut die Frage: Was hätte uns auf dem anderen Weg erwartet? So wird manche Phantasie zur Sackgasse, wenn nicht gar zum Gefängnis; jeder Schritt will bedacht sein, jeder Gedanke sorgfältig ausgewählt.

Halt.

Zurück zum Anfang. Weg mit den Gedanken, weg mit den Zweifeln und auch der Hoffnung. Diese Geschichte ist noch nicht geschrieben und ihre Stimmung ist noch ungefärbt.

Vor uns liegt die Welt und sie ist weiß und unbeschrieben. Es liegt an uns, den ersten Schritt zu tun.

- Ein kleiner Schritt, der uns auf Seite 45 bringt.
- Moment, bloß nichts überstürzen. Ich bewege mich höchstens bis auf Seite 33.

AGNES E.M. MANGARTZ

Blau

Wo war sie? Ringsum sonniger Sand auf Azurblau. Mit-tendrin eine Palme wie im Kinderbuch. Ein paar Vögel in farbenfrohem Gefieder, munteres Gezwitscher, sonst nichts.

Was war passiert? Wo waren all die anderen? Zuletzt hatte sie sie schmatzend und schwatzend in Restaurants sitzen sehen und ihr Lachen war nicht zu überhören gewesen. Anfangs war sie immer dabei gewesen, hatte mitgejohlt, war ihrem Redefluss gefolgt, mit einem Ohr.

Früher hatten alle gemeinsam das Blau gefeiert. Je heller dessen Oberfläche glitzerte, desto willkommener war ihre Stimme im Jubelchor. Je dunkler es sich färbte, von weißen Risskanten durchzogen, umso mehr wandte man sich von ihm ab, tischte ausgefallenste Delikatessen und Geschichten auf, vornehmlich über

gerade Abwesende. Mit theatralischen Gesten wischte man es aus dem Blickfeld und wunderte sich über ihren abwesenden Blick. Sie behielt es unablässig in ihren Augen, in denen es sich spiegelte, dieses Blau.

Zu heiteren Klängen hatten sie zusammen geschunkelt, doch sobald die Partitur des Ozeans getragen wurde, ergoss sich der Wortschwall der anderen umso wuchtiger. Und je mehr sie an Dramatik gewann, desto hysterischer grölte man sie in die Ecke und belächelte dabei die Blauäugige mit ihrem ernsten Gesicht. Sie hingegen folgte dem Spiel des gigantischen blauen Orchesters mit ungeteilter Aufmerksamkeit.

Wenn sie an Deck ging, um dort das Blau in all seinen Facetten einzulassen und die gewaltige Melodie spüren zu können, hörte sie ihre Rufe, sie solle zurückkehren und ihnen beim Feiern Gesellschaft leisten. Was das denn solle, sich so abzusondern und ganz alleine da draußen herumzuturnen. Ihre Faszination für die Symphonie in Blau schien den anderen Unbehagen einzuflößen und man begann, sich rege über ihre Absonderlichkeit auszutauschen.

Immer öfter entfernte sie sich und verschwand an Deck, nötigenfalls in Rollkragenpulli mit Regenmantel darüber, um Farben, Klänge und Regungen zu studieren. So blieb ihr nicht verborgen, dass sich aus den Tiefen ein Wispern einspülte, das sich allmählich zu ei-

nem Brumnton aufbaute. Parallel dazu färbten unzählige dunkle Wirbel das Wasser schwarz-blau und Unwetter durchnässten sie bis auf die Haut.

Wenn sie den anderen von den auffälligen Veränderungen da draußen berichtete, gab man ihr zu verstehen, dass sie maßlos übertreibe. Mit der Zeit tat man sie ab als Spinnerin, nannte sie sogar eine Lügnerin, griff zum Buffet und bewarf sie. Selbst die Crew ermahnte sie, sich aus Angelegenheiten herauszuhalten, von denen sie nichts verstünde.

So zog sie sich immer mehr in ihre Kabine zurück, traute sich kaum noch hervor und verband sich umso inniger mit ihm, dem Wasser, das sie alle trug. Als das Brummen immer durchdringender und das Blau schwärzer wurde, packte sie eine Tasche und verschürte sie in Plastik. Ihre orangene Weste trug sie seither immer bei sich.

Wie genau es passiert war, wusste sie nicht mehr. Allein Bilder und Sequenzen stiegen aus der Tiefe an die aquamarin-klare Oberfläche.

Starke Winde brauten sich zusammen zu tosenden Stürmen. Das Dauerbrummen ging über in ohrenbetäubendes Knarzen, in Ächzen und schwoll an zu einem sirenenartigen Geheul. Umriss verschwammen zu Dunst, sie sah nur noch in Blautönen, geriet ins Wanken, verlor den Boden unter den Füßen, Wassermassen

schleuderten sie orientierungslos. Als ihr Salzwasser in Mund und Nase drang, übermannte sie Panik. Kein klarer Gedanke mehr möglich, bis auf festhalten, festhalten, bloß nicht loslassen! Festhalten, festhalten, bloß nicht loslassen. Festhalten, festhalten, bloß nicht loslassen...

Treiben. Im unendlichen Blau. Pulsieren. In absoluter Stille. Treiben und getrieben werden von der Ewigkeit. Im Wasser atmen. Der Gesang eines riesigen Meeressäugers. Blaue Zeitlosigkeit. Ein Delfinschwarm. Freundliches Anstupsen mit den Schnäbeln, Kontaktaufnahme. Die Tiere beginnen zu sprechen, über das Blau, Verschwommenes und Klares, Falsches und Wahres, Festhalten und Loslassen. Stupsen, sanft und beharrlich in eine Richtung. Treiben lassen, von ihnen tragen lassen.

In der Stille hier und da ein Nebelhorn von irgendwo. Ins Nachtblau hinein senden Leuchttürme Lichtsignale. Leben. Vertrauend atmen und weiter treiben. Dunkelblau atmen.

Dann diese Insel. Vogelstimmen, deutliche Umrisse, klare Sicht, bunte Farben, Azurblau darum herum. Im Blau Treibgut. Holz, Kunststoff, Porzellan, ein einzelner Schuh, Kleidungsreste. Wie war sie hier her gekommen? Und die anderen?

Zurückhaltung. Ein Zögern im Angesicht der Ungewissheit? Vielleicht auch Angst? Manche würden behaupten, es sei etwas zutiefst Menschliches: Die Tendenz zu Kampf oder Flucht, bewusster oder unbewusster Stress, ausgelöst durch eine bevorstehende Entscheidung. Der Unwille, etwas zu tun, das man später bereuen könnte.

Rückzug in die Isolation, das Zwiegespräch mit dem eigenem Selbst oder die Konfrontation mit dem Außen und dadurch Interaktion mit der Welt. Ist es heutzutage noch möglich, komplett abgeschottet von allem und allen anderen zu existieren? Und wenn ja, wie lange? Wann würde das Gehirn anfangen die ersten, eigenen Gesprächspartner zu entwerfen – eine eigene Hofgesellschaft, nur für sich selbst?

Aber dies scheint mir nicht der richtige Ort für solche Gedanken.

- Wie wäre es mit einem etwas gemütlicheren Setting?
- Weiter auf Seite 54

NATAŠA DRAGNIĆ

Der letzte Montag

„Was ist das?“

„Das, wonach es aussieht.“

„Aber was soll ich damit?“

Die Oberschwester zuckte gleichgültig mit den Achseln und verließ das Zimmer.

Gleichgültig, von wegen!

Er blieb in seinem Sessel sitzen und starrte auf das Blatt in seiner alten Hand. Diese Hände! Und diese Flecken! Er hasste sie. Er las noch einmal den kurzen Satz und den Begleittext darunter. *Wenn einer siebzig Jahre alt ist, hat er zehn Jahre Montage erlebt.* Und wieder verstand er nichts. Montage? Montage?! Montage wovon? Und dann noch zehn Jahre lang! Was hat das zu bedeu-

ten? Er schmiss das Blatt auf den Boden und es landete unter dem Bett. Er lehnte den Kopf zurück. Unsinn! Was hat sich Martha dabei gedacht?! Als würde er schreiben wollen! Nach allen diesen Jahren! Und dann noch über ein vorgegebenes Thema! Das er nicht einmal verstehen konnte...

Er schlief ein.

Als er aufwachte, war es immer noch Montag. Der Tag an dem der Kiosk mit Süßigkeiten geschlossen blieb. Es gab dort auch Zeitungen, Zeitschriften und belegte Brötchen zu kaufen. Das alles interessierte ihn aber nicht. Er wollte nur Schokolade. Niemand hatte etwas dagegen, nicht in seinem Zustand. Aber natürlich, gönnen Sie sich etwas Gutes, zartbitter oder mit Sahne, nur zu! Alle lächelten ihn ermutigend an. Als sollte er um die Wette um das Krankenhaus laufen. Als wollten sie seinen Namen im Buch der Rekorde sehen. Jetzt, als sein eigenes Buch so gut wie zu Ende war.

Die Zeit war geschwinder als er, und die zischenden Geräusche in seiner Lunge immer häufiger.

Mit denen beschäftigte sich nicht gerne – mit der Zeit umso lieber. Nicht nur, weil sie sein Beruf gewesen war. Die Zeit war gut zu ihm. Abwechslungsreich und voller Überraschungen. Wie damals, als sein Sohn ihn besucht hatte. Einfach so. Urplötzlich. Als hätte er seit

Jahren nichts anderes getan. Die trockenen Lippen auf seiner Stirn. Fremd. Nichts an dieser flüchtigen Berührung konnte er wiedererkennen. Eine Begegnung ohne Erinnerung. Als der Sohn nach dem langen Schweigen schließlich ging, hatte er nichts gespürt. Keinen Stich der Traurigkeit. Nicht einmal einen Seufzer hatte er von sich gegeben. Jahre waren vergangen. Es machte ihm Spaß, mit der Zeit zu spielen. Verschiedenes auszurechnen. Wie oft er in seinem Leben im Zirkus war. Oder wie oft er seinen Urlaub am Meer verbrachte. Mit seiner Frau. Alleine. Mit der ganzen Familie. Mit einer Freundin. Und der anderen. Wie viele Skipisten er kannte. Da musste er lachen. Nie im Leben ließ er sich überreden, sich die Skier anzuschnallen. Er war doch nicht lebensmüde! Nicht einmal jetzt. Aber jetzt musste er den Weg gehen. Schmollen half nichts. Herumwüten auch nicht. Bitten genauso wenig. Weinen. Auf keinen Fall. Also legte er eine seiner Swing-CDs ein und ging zum Fenster. Louis Jordan füllte den Raum mit seiner Kontrabassstimme. Wunderbar. Schwer und träge wie ein Hochsommertag. Was hatte er getanzt! Die ganze Nacht, bis die Schuhe Löcher bekamen. Unter dem offenen Himmel, der mit nackten Glühbirnen aller Farben geschmückt war. Wohin ist das Leben verschwunden? Er fühlte Panik in sich aufsteigen. Angst vor dem Verblassen des Erdendaseins. Er bemühte sich, tief einzuat-

men. Und noch einmal. Und das dritte Mal. Und es wurde tatsächlich besser. Zum Mond fliegen! Das wäre etwas für ihn! Mit Judy Garland. Ja. Alle tot. Er hob langsam die Hand – durch die feuchten Augen konnte er die verhassten Flecken nicht richtig erkennen, Gott sei Dank – und strich sich über das Gesicht. Die Haut war weich und gespannt. Auf der Bank unter dem großen Kastanienbaum saß mit dem Rücken zu ihm die Oberschwester Martha und unterhielt sich mit einem Mann. Martha war schön. Weiblich. Nicht ausgehungert wie seine Enkelin. Er machte sich große Sorgen um sie. Sie würde ihre Gesundheit ruinieren, bevor sie... Ach, Martha. Beträgt sie ihn? Er lächelte schwach über die tollkühnen Fantasien eines alten Mannes und ging ins Badezimmer.

Montag war der Rasiertag. Er ließ das warme Wasser laufen, nahm seinen Rasierpinsel, stellte ihn unter den Wasserfluss, öffnete die Rasiercreme und drückte einen kurzen Streifen auf den Pinsel. Den ihm seine Tochter vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte. Und eine neue CD von Frank Sinatra. Er hatte damals angefangen Englisch zu lernen, ausschließlich um ihn verstehen zu können. Um mit ihm fliegen zu können. Während Doris Day die Luft um ihn versüßte, bedeckte Schaum seinen Mund, sodass er nicht mitsingen konnte. Nicht dass er ein guter Sänger wäre. Aber was

machte das schon aus, wenn man alleine vor dem Spiegel stand und sich die größte Mühe gab, den eigenen Augen nicht zu begegnen. Das erforderte die höchste Konzentration. Mit einigen geübten Zügen befreite er sein Gesicht von allem Überflüssigen. Weg. Alles weg. Nur noch ein paar weiße Spuren um die Nase und den Mund zierten ihn, lächerlich. Er wusch sich. Zuerst mit dem heißen, dann mit dem kalten Wasser. Seine Tochter hatte ihm das letzte Mal, als sie da war, eine Gesichtscreme mitgebracht. Eine Wunder versprechende. Die verteilte er sich nun reichlich aufs Gesicht, sodass sie ihn wie eine Maske verhüllte. You must have been a beautiful baby, sang Perry Como. Die Zeit bewegte sich kreisförmig. Er lächelte seinen Doppelgänger im Spiegel an und verließ das Badezimmer.

Dies Versteckspiel erschöpfte ihn. Auf dem Weg zum Sessel blieb er kurz am Fenster stehen, dessen Vorhänge er immer offen ließ. Als eine Art Verbindung mit der Welt. Martha saß immer noch da, wo er sie vorhin gesehen hatte. Ihr Kopf hing traurig nach vorne und der Mann hatte sich zu ihr gedreht und redete auf sie ein. Vielleicht erzählte er ihr gerade, wie dumm er gewesen war. Wie eben Sammy Davis Jr. mit seiner Samtstimme.

Montag war der Brieftag. Also setzte er sich in seinen Sessel und nahm den Schreibblock vom Tisch. Seine Tochter versorgte ihn schon seit Jahren mit dem

gleichen Briefpapier. Worüber konnte er ihr heute schreiben? Erst gestern hatten sie telefoniert. Aber sie bestand auf diesen Briefen. Sie meinte, so übe er sein Gehirn. Er aber vermutete, dass sie sich schon auf die Zeit nach ihm vorbereitete. Erinnerungsstücke sammelte. Etwas, was sie irgendwann in die Hände nehmen und was sie an ihn erinnern würde. Das verstand er gut. Er wollte ihr etwas Schönes hinterlassen. Etwas Wertvolles. Für die Ewigkeit. Vielleicht sollte er ihr von dieser lächerlichen Idee der Oberschwester erzählen. Wie sie ihn zum Dichten bringen wollte. Ja, das könnte ihr Spaß machen. Er könnte sie sogar einbeziehen, sie fragen, wie sie den Titel verstand. Was es mit dieser Montage auf sich hatte. Sie war belesen, kannte sich aus. Eventuell würden sie zusammen eine Geschichte schreiben!

Aber zuerst wollte er ihr sagen, dass er sie liebte. Dass er sie immer geliebt hatte. Dass er sie zu schätzen wusste. Immer schon. Nicht erst jetzt seit seiner Krankheit. Er hatte angefangen zu schreiben, ohne es gemerkt zu haben. Seine Finger hielten sich verkrampft am Füller fest, der eigenwillig weiter eilte. Blauverschmierte Blätter landeten sanft auf den Teppichboden um seinen Sessel herum. Und Dich, mein Junge, Dich liebe ich auch, auch wenn ich Dir nichts zu sagen habe und Du nichts mit mir zu tun haben willst... Winzige bläuliche

Teiche wellten sich auf dem Papier unter seinem Gesicht.

Montag war kein Duschtag. Sein jähes Bedürfnis, das warme Wasser auf sich zu spüren, war aber stärker als die Gewohnheit der letzten zehn Jahre. Er stand langsam auf. Trotzdem stockte ihm der Atem, als hätte er den höchsten Berg erklommen. Er sah es aber darüber hinweg wie ein Gentleman und versuchte, die Füße auf dem Weg ins Bad nicht über den Boden zu ziehen. Als er am Fenster vorbei kam, sah er nur eine leere Bank. Im tiefen Schatten. Ohne zu zögern, setzte er seinen Plan um. Duschte. Nachdem er Mühe gehabt hatte, seine Kleidung loszuwerden. Und nachdem er mit einem hellblauen Badetuch den Spiegel verdeckt hatte. Denn grausam war er nicht. Er duschte lange. Unter den sprudelnden Tropfen, die ihn wie swingende Noten berührten, erfüllte ihn ein befreiendes Gefühl. Vielleicht hatte Martha Recht. Warum nicht? So viel Zeit würde er noch wohl haben. Und seine kluge Tochter wird auch das Montage-Rätsel für ihn lösen! Er trocknete sich wie immer nur oberflächlich ab. Jede unnötige Bewegung wäre zu viel für seinen kurzen Atem gewesen.

Nackt stellte er sich vor den Kleiderschrank. Jetzt, wo die Entscheidung gefallen war, wollte er es Martha unbedingt mitteilen. Es war ihm sogar nach Feiern zumute. Er wählte den dunkelblauen Anzug, den ihm die

Tochter vor drei Jahren zu Weihnachten geschenkt und den er lediglich einmal Probe getragen hatte, weil er ihn für einen besonderen Anlass aufbewahren wollte. Er zog ein türkisfarbenes Hemd an und seine Lieblingskrawatte von Leonardo. Auch ein Geschenk. Das letzte seiner Frau. Wie sie sich gefreut hatte! Dann noch dunkelblaue Socken und schwarze Schuhe. Geschafft.

Die Müdigkeit, die ihn augenblicklich überfiel, und ein leiser stechender Schmerz in der Brust, zwangen ihn aufs Bett hinunter. Er blieb lange liegen. Als er schon dachte, er würde nie mehr aufstehen, berührte ihn sein Atem wieder, fast widerwillig, als wäre er ein alter Hund, mit dem man nichts mehr anfangen konnte, ihn aber trotzdem nicht einfach so abschreiben wollte. Seine Lunge bedankte sich pfeifend. Er richtete sich auf. Versuchte auszurechnen, wie oft er dieses Geräusch schon gehört hatte. Am Tag. Im Monat. Für ein Jahr reichten seine Zahlenkenntnisse nicht. Kein Mensch konnte bis unendlich zählen. Wie in Zeitlupe stand er auf und ging zum Fenster, öffnete es. Es war schon dunkel. Deswegen bemerkte er sie nicht gleich. Erst als sein Blick länger auf der Bank unter der großen Kastanie ruhen blieb, erkannte er menschliche Umrise. Er verstand nicht, was er sah. Aber etwas bewegte sich heftig und beängstigend stumm da unter seinem Fenster. Er schloss die Augen, nur um sie wieder aufzumachen, als wollte er

den Blick klären oder eine Einbildung loswerden. Dann erkannte er ihre Uniform. Weiß wie seine Rasiercreme. Ihre vollen Arme. Ihr seltsam hängender Kopf. Es sah so aus, als würde sie nur von den zwei Händen aufrecht gehalten, die um ihren Hals lagen. Aber Moment mal! Was war das denn? Wieso glitt Martha von der Bank, wie eingeschlafen? Und was machte der Mann da über ihr? Sah einfach tatenlos zu – und ging dann ruhig weg. Als wäre... Martha, rief er. Er schrie laut. Es war aber nichts zu hören. Nichts. Sogar Sinatra schwieg im CD-Player. Er drehte sich um und machte einen Schritt zur Tür. Er musste doch Martha retten...

Der Mund voller kühler Nachtluft.

Er öffnete die Augen langsam und nur halb. Er versuchte, die schmerzende Enge in der Brust zu sprengen. Er konzentrierte sich auf das, was er vor sich sah: kein Staub unter dem Bett, nur das weggeworfene Blatt. Mit dem der Tag angefangen hatte.

Montag. Die meisten Menschen, die er kannte, mochten keine Montage. Er dagegen, er liebte Montage... Montage.

Montage!

Aber klar doch!

Mehr von Nataša Dragnić:

Roman »Jeden Tag, jede Stunde« (2011), DVA

Roman »Immer wieder das Meer« (2013), DVA

Roman »Der Wind war es« (2016), ars vivendi

Roman »Einatmen, Ausatmen« (2017), ars vivendi

Also wieder am Anfang. Ein kleiner Schritt, der die Welt bedeuten kann. Es ist Dein Schritt. Es liegt an Dir, eine Richtung einzuschlagen.

Du siehst ein Blatt Papier. Vier Kanten, zwei lang und zwei kurz. Das Papier ist perfekt rechteckig. Das Blatt ist vollkommen weiß und leer.

Was soll mit dem Papier geschehen?

- Es braucht eine Dimension mehr: Seite 75
- Man sprach vom letzten Tage der Menschheit auf Seite 135.

ROSA GRAEFE

relationships, border, meme

relationships

relationships are people growing machines

relationships are no walk in the park
are sea journeys, ridge hikes
people facing people
growing souls having fun
machines from the gods they are

border

bodenlos unser grüner leib
organismus mit weltweitem echo
rasen trolle durch unseren körper
du besingst sie in deinem wald
es ist dein weg durch die netze
reise in schönheit zu ihr

ich fand ein zimmer

ich fand ein zimmer
in mir selbst,
ein heller, leerer raum –
das fenster richtung ozean,
die länder hinter mir.

oben wird es still sein,
unten kreise ziehen.
der himmel voller möglichkeiten,
und stoffen, sie zu leben.

repariere den stern

der müll ist in uns

repariere den stern
erinnere dich an die formeln
chemie will dich und biologie
y-wesen performen nicht mehr
change management von gaia
leben formt leben, nicht stil
im sein liegt das wissen
niemand will plastikschamanen
grund wird wieder zu grund

labyrinth

lass uns diesen weg gehen
alle zusammen, langsam
blätter rauschen, raunen
you are enough
regen kann uns nichts anhaben
irren können wir nicht
nur weiter gehen
tausend leben
heldinnen im labyrinth

für meine kopfschmerzgruppe

meme märz 2020

als deutschland anfang zuhause zu bleiben blühten die zierkirschen und man sah im wald hellgrüne triebe den frühling begrüßen während spechte häuser bauten und fast alle sich bemühten ihre sinne beisammenzuhalten angesichts einer panik die langsam auf sie zukam als cafés und firmen dicht machten und manche **bauten auf dem balkon kartoffeln an** oder pflanzten stiefmütterchen im garten um etwas zwischen sich und die welt zu bringen und man freute sich über die botschaft der kirchen dass **sonne und gespräche nicht abgesagt** waren und immer wieder klickte man sich durch den virenjournalismus und las von einer mentalen krise und davon dass das primat der politik zurückkam und man fragte sich was das primat des virus mit dem primat der demokratie machte und war hin- und hergerissen zwischen einem systemcrash-szenario und einer **corona-regnose aus wien** die den virus als positiven evolutionsbeschleuniger sah und man hörte von einer app die alle bewegungen kontrollieren sollte und ließ sich von einem **simon & garfunkel remake aus singapur** mit dopamin fluten und las dass ganz indien unter quarantäne stand also strich man die wände bunt an suchte nach weisen stimmen und wartete die welt verschönernd auf das was kam

Das Setting ein Café, stilistisch irgendwo zwischen Jugendstil und Art Déco. Hohe Decken und Fenster, kräftige Holzvertäfelungen und Schatten, die vor den Kugellampen zu fliehen versuchen. In den Nischen des Salons Spiegel über schlichten, lederbezogenen Bänken, daneben Marmortische mit den zugehörigen Thonet Bugholzstühlen. Nahe der Türe schwere Garderobenstände wie Leibwächter. Im hinteren Teil des Salons ein Piano, dessen Tasten eine sanfte Melodie verfolgen, obwohl es niemand zu spielen scheint. Auf der Theke eine lange Vitrine mit Pâtisserie-Erzeugnissen (und natürlich Buchteln) und daneben eine gewaltige Maschine aus blitzendem Edelstahl, auf der sorgsam aufgereiht wie Eier in ihrer Schachtel Kaffeetassen in verschiedenen Formen und Größen sitzen. Der Geruch von frischem Kaffee und Gebäck hängt im Raum wie eine Einladung.

Hinter der Theke ein älterer Cafétier, das Hemd faltenlos und weiß, die Weste schwarz und der Blick voller Aufmerksamkeit für seine Gäste. Seine Hände reihen methodisch weitere Tassen auf die Maschine.

„Willkommen in unserem Etablissement“, begrüßt er mit einem Nicken, „Was kann ich Ihnen anbieten? Espresso? Oder vielleicht lieber einen Cappuccino?“

- Espresso! Seite 80
- Cappuccino klingt gut. Seite 88

THOMAS GEORG WERNER

Rückkehr der Dandys

(Romanausschnitt)

1

Süße Heimat Franken

Sechs Uhr

O HERR IM HIMMEL, wo bin ich wieder hin geraten? Das Telefon reißt mich aus Schlaf und Traum. Seit Tagen geht mir einiges gegen den Strich und jetzt das – muss sich irgendwann alles mal entladen, und ich fürchte, es wird heute sein. Endlos schellt es, muss ja notwendig sein, lange vermisst den Ton. Damit der Spuk aufhört, tappe ich die Treppe runter, nehme den Hörer von der Wand und spreche in die Muschel meinen Namen, auf deutsch, ich sage Michael Nüßlein und nicht wie ich neun Monate lang genannt wurde Mikael

Noisette. Am anderen Ende kein Name, kein Gruß, aber eindringlich, beinahe kreischend: Bin ich da richtig bei die Erdbeeren? Ich halte den Hörer von mir weg – Kulturschock, oder ich hab was in der Evolution verpasst. Neun Monate habe ich fast ohne Telefon gelebt, ohne dass mir jemand ins Ohr sabbert. Als ich in der Pubertät war, hat sich der HIV-Virus in unser aller Bewusstsein gefressen und die Krankheit AIDS machte ihre erste große Welttournee. Seitdem ekelt es mich vor jeder Art von Körperflüssigkeit, vor Nadeln und Spritzen und ich ertrage keine körperliche Nähe. In Menschenansammlungen bekomme ich Platzangst, in geschlossenen Räumen habe ich Angst zu ersticken. Unter meinen schläfrigen Augen liegt vor mir der Notizblock für das Obst, daneben an der Uhr beide Zeiger auf der Sieben, zwischen der Lampe und dem Spiegel der Kalender. Der rote Rahmen zeigt Sonntag, den 28. Juni, darüber das Emblem der Obsthändler Herbst und das Jahr: 1998, und ich bin "bei die Erdbeeren". Am anderen Ende, das muss der Stimme nach die Gerber-Kuni sein. Die Erdbeeren, sage ich, um Zeit zu gewinnen. Auf dem Block steht „3 Steigen Hofmann, 12 Pfund Haberstumpf, 5 Steigen Kloster (+ Kuchen Konvent)“, noch fünf bis acht Posten und darunter wie üblich „Rest Obsthändler Herbst“. Was haben wir gestern noch auf dem Acker gehabt, wie viele sind heute zu erwarten? Ungefrüh-

stückt solche Kalkulationen. Die sind drunten auf der Panzerleite, sage ich. Meine Leut' sind auch schon dort. — Ach so, du bist ja der Ding, sagt die Kuni. Bist du auch wieder da? Ja, leider, denke ich und sie fragt weiter: Ja, habt ihr denn noch welche? Ich bräucht' fünf Pfund heut, gell! Net vergessen!

Derweil schiebe ich den roten Rahmen eine Reihe nach unten und sechs Tage zurück. 29. Juni, Montag, spielen heut' wieder die Deutschen; mit Verletzten ist zu rechnen. Fünf Pfund Erdbeeren für die Kuni stehen im Raum. Die werden schon noch rausspringen, sage ich und schreibe sie auf. Der Ding. Alles, für das ein Name gerade fehlt, ist in Franken der oder das „Ding“. Das unbestimmte Nomen, wär' 'ne Doktorarbeit für Andreas, wenn er's als Referendar nicht aushält. Also 5 Pfund, bis heute Nachmittag? Was? Ja, ich weiß noch... Ja, ich hab's aufgeschrieben. Wie – dort? Traumhaft. Ja, ade. Ich gehe ins Bad und wasche mir das Ohr aus.

Geträumt habe ich von normannischen Kirschen und Küssen und einem bizarren Spaziergang am Strand. Dorthin geht, das ist das Grausame, kein Weg zurück. Die Erdbeeren hier, sind es meine Erdbeeren? Sie tangieren mich nur peripher.

Drei Rätsel habe ich heute zu lösen: meine Existenz, meine Beziehung zu Sophie und wie es mit den Dandys weitergeht. Ich habe mit einem ERASMUS-Stipendium

ein Jahr in der Normandie gelebt, wo ich Sophie kennen und lieben gelernt habe. Nirgendwo sonst und zu keiner Zeit mehr Freiheit gespürt als in den letzten neun Monaten. Ich muss mir das vorsagen um es nicht zu vergessen, aber meine alten Freunde interessiert das nicht. Um es vornehm auszudrücken, sie fremdeln mit mir.

Der Notizblock geht zu Ende, brauchen wir für die Kirschen einen neuen. Leimgebundene Abreißblöcke im Postkartenformat, jedes Jahr vom Buchbinder Zametzer, mein Brötchengeber in der schlechten Zeit. Was hier aufgeschrieben wird, ist mit handgreiflicher Arbeit verbunden. Die Treppe hoch, summt es in meinem Zimmer: die erste SMS heute. Wo ist – in der Jeans. Also, Tastensperre, und dann? Aha. „Wo bist du? Was machst du? Ich vermisse dir. Ich muss dir etwas fragen. Sophie.“ Es funktioniert. Nach drei Tagen schon so sehnsüchtig, das kann heiter werden. Ich antworte „Keep cool. Ich stehe gerade auf. Lieb dich, Mic.“ Suche mich im Spiegel im kleinen Bad, das kaum benutzt wird, komm' mir vor wie ein Gast.

Erstens, meine Existenz. Wie bisher sollte es möglich sein, an drei Tagen zu studieren, Dienstag bis Donnerstag, die Professoren machen es genauso. Aber Georg hat seinen Meisterbrief und gestern beim Grillen angedeutet, dass er einen Lehrling angeheuert hat und mich

nicht mehr so oft braucht am Wochenende. Damit habe ich bisher meinen Lebensunterhalt verdient. Vater bezahlt die Miete für mein Zimmer in Erlangen, mehr kann und will ich wegen der erwarteten Gegenleistung nicht verlangen. Am Montag habe ich bisher meinen Kulturretat verdient in Joe's Hard Stock Café. Joe hat durchblicken lassen, dass er eine neue für den Montag hat, die er mir heute vorstellen will. Hab vergessen, wie sie heißt. Der Name kam mir bekannt vor. Wie Georgs Lehrling heißt, interessiert mich nicht. Georg ist der Bassist und Joe der inoffizielle Manager der Handy Dandys, was die Dinge nicht vereinfacht. Sie ziehen mir den Teppich unter den Füßen weg. Von gestern auf heute ist meine Existenz prekär. Soll ich wieder für Zeilenhonorar schreiben? Dein Name steht in der Zeitung gedruckt, aber um welchen Aufwand. Furchtbar ineffektiv.

Zweitens. Mein Verhältnis zu Sophie war am Beginn mehr ein Bratkartoffel-, genauer ein Kugelschreiber-Verhältnis. Ihre Kochkunst ist so raffiniert wie ihr Lächeln. Wird unsere Beziehung über die Distanz halten? Nach meinen bisherigen Erfahrungen mit Tina und Tanja ist Sophie die Einzige, die Auserwählte. Aber glaubt sie mir das? Sie wartet auf ihre Prüfungsergebnisse und wollte sie mir schnell mitteilen, dazu gibt's ja jetzt ein Handy, und sie wollte mich hier besuchen, aber

sie will mich etwas fragen, warum tut sie das nicht direkt? Sie vermisst mich und sie fehlt mir, und das Warten auf ihre Ergebnisse zermürbt mich. Um Lehrerin zu werden hat sie mehr Ehrgeiz als ich und sie kann besser mit Schülern umgehen, das habe ich mit ihr im Stadtbus mit aufsässigen Kindern erlebt. Im Spiegel schaut mich ein Fremder an. Ich ein Lehrer? Welche Alternativen habe ich?

Drittens: Die Band steht und fällt mit Reser und mir. Er bleibt bis morgen hier, irgendwas fällt aus, keine Ahnung, wo er knackt. Nicht mehr derselbe, seitdem er in München ist. Wie durch ein Wunder am Freitag *Sweet home Alabama* zu *Frei statt Bayern* umgedichtet. Wir können nicht miteinander reden, aber texten geht wieder. Verdammt, der Text? Als erstes im Café auf der Eckbank schauen, dann kann ich ihn beim Saubermachen singen; der erste Montagsdienst seit...? dem letzten Herbst.

„Wie sind Sie hierher gekommen?“ – „Mit meinem Auto.“ Tante Gerda hat eine Begabung für skurrile Dialoge, und als Volksschullehrerin mannigfach Gelegenheit dazu. Beim Antreten ihrer ersten Stelle, im Gebirg, wie das Oberland von Forchheim genannt wird. Wie ging es weiter? „Sie haben ein Auto? Wir haben ein Klavier gehabt.“ sagte der Schuldirektor, der aus dem Fenster schaute. – „Damit könnte ich nicht fahren.“ sagte

meine Tante. Ich kann immer noch darüber schmunzeln. Und denke an ihre Worte, dass der Lehrerberuf nicht der schlechteste sei, aber ich verdränge sie. Gestern beim Schorsch beim Grillen, wie bei einem Verhör und mit fünf Halben. Musst ja mithalten können. Seit drei Tagen jedes Gespräch ein Duell. Lieber fallen sie mir mit der Tür ins Haus wie die Kuni, als dass sie mich bei geschlossenem Visier mit ihrer angeblichen Gemütsruhe aussitzen; wie Defensivkünstler bringen sie mich mit abwartenden Fragen aus dem Konzept. Der langsamere ist der Stärkere, Vater, der Schorsch, ja zeigt's mir. Ihre Bierruhe ist nur angesoffen, darunter brodelt es wie in einem Vulkan, ich weiß es, denn ich bin aus demselben Holz geschnitzt. Wer kann die Heimat besser schätzen als einer, der sie lang entbehrt hat? Aber diese Rückkehr ist ein harter Aufschlag. Was hab ich vor einer Woche gemacht? Vor einem Monat? Das gewohnte Spiel, nachts um drei in B 316 bei unserem Bibliothekar. Waren wir am letzten Sonntag beim Mont St. Michel, haben wir nicht auch wie die Einheimischen gestritten, ob er zur Normandie oder zur Bretagne gehört? Oder waren wir im Memorial, dem ohrenbetäubenden Museum für den Frieden? Faden gerissen, funktioniert allein nicht. Was stellen die Würzburger jetzt an? Glaube, ich habe sie am Freitag in Sommerhausen zum letzten Mal gesehen. Sophie und

ich, wir haben jeden gemeinsamen Tag Revue passieren lassen, was uns gefallen hat, was uns gelungen ist, was verbesserungsfähig war. Und wenn wir getrennt waren, wie in den Weihnachtsferien, haben wir uns danach erzählt, was wir erlebt hatten. Der Tagesrückblick mit dem lieben Gott allein ist so trostlos. Für mich zählt ab heute jeder Tag und jede Stunde. Ich muss allein rekapitulieren, wie ich in diese Lage gekommen bin und wie es weitergeht. *Weise mir, Herr, deinen Weg, ich will ihn gehen in Treue zu dir.* fällt mir spontan ein, aus Psalm 86. Habe ich schon meinen Tagesvers. Die Kunst ist, den Weg zu erkennen. Mein Tagesvers, den ich im Lauf des Tages wiederkäue wie die Mönche bei der Arbeit ihre Psalmen. Habe mich auf zwei Freunde verlassen, das war ein Fehler.

Der erste Lichtblick bei der Ankunft am späten Freitagabend im Keller, in nasse Zeitung eingewickelt, ein Päckchen Spargel von der Kuni, drei Tage nach Johanni. Das erste, was ich ausgepackt habe, war mein Handy. Bis zum letzten Tag dagegen gewehrt. Haben uns fast jeden Tag gesehen, ich schreibe dir und du schreibst mir, haben wir uns versprochen, dann hab ich begriffen, dass sie damit SMS gemeint hat und keine Postkarten und habe dafür sorgen müssen, dass ich für ihr neues Spielzeug erreichbar bin. Wo ich schon da bin, wo ist die Kanne? Ach, hier, und ein Zettel: „die Blumen auf

dem Balkon nicht vergessen“, nein das tu ich nicht. Joe hat Recht, das Tamagotchi ist erwachsen geworden. Gehöre jetzt auch zu den fröhlichen Leuten, die im Cabrio 'einfach abtelefonieren'. Sorgfältig ausgewickelt, die SIM-Karte wie das Herz einer Puppe eingesetzt und wie vereinbart Sophie die Nummer geschickt. So oft beobachtet, wie zwei ihre Handys verbinden, indem einer die Nummer des anderen eintippt und seine schickt, und beide die Nummern unter den Namen des Anderen speichern, das Sakrament der mobilen Kommunikation. Ist mir so lieb wie das Blumengießen, aber dafür blühen sie ja, und es ist ja für sie. Um diese Zeit müsste sie noch nicht aus dem Haus sein, und ich rufe sie an. Sie wechselt immer ins Deutsche, wenn sie mir entgegen kommen will, aber darauf war ich nicht gefasst:

Mic, liebst du mich wirklich?

Oui, sage ich, und auf französisch: so wie dich habe ich noch niemand geliebt. Du hast zu viel *Every breath you take* gehört.

Liebst du mich, bleibst du mir treu?

Dass es zwei Freudinnen vorher gab, das weiß sie. Und sie weiß auch, dass die zwei wirklich passé sind. So passé dass ich sie nicht mehr finden würde.

Wie werden sie reagieren, wenn ich ihnen eine Freundin anschleppe. Mit Tina, das war zuerst eine physiotherapeutische, dann eine Kaffeehaus- und Licht-

spielbeziehung, wobei ich froh war über die Armlehne zwischen uns, und wenn wir danach noch etwas trinken gingen, haben wir das nächste Rendez-vous vereinbart. Die ganze Chose hing jedesmal an einem seidenen Faden. Sie hatte kein Handy und ich hatte auch keins, und an ihren Nachnamen kann ich mich nicht erinnern. Das halbe Bamberger Telefonbuch durchgeackert, ihr Name war nicht dabei.

Gegen Ende der PS-Zeit an einem Samstag bei Georg, um auf andere Gedanken zu kommen und beim Thuja-Graben das Kreuz verrenkt. Symptomatisch, mein Kreuz war zu schwer für mich. Seitdem habe ich ein leichteres und da ich jeden Morgen Gymnastik mache, fast keine Rückenschmerzen mehr. Keinen Ehrgeiz gehabt mich zu verlieben, Tina – heißt sie Bettina oder Martina? Sie war zur rechten Zeit parat.

Blick in den Spiegel. Kenne ich den? Rasiert wird er. Erdbeeren haben bei uns eine lange Tradition. Früher hatte jeder sein "Stück Beeren", für Leute wie meine Eltern ist die Erdbeerernte immer noch eine Jahreszeit für sich. Sogar der Bamberg Erzbischof wird einfach „Erdbeerschorsch“ genannt. Ein Erzbischof Georg ist mir nicht bekannt, hab die Kirchengeschichte den biblischen Sprachen geopfert. Rasierseife vom Carrefour, alles geht zu Ende. Glaube, der "Erdbeerschorsch" ist aus fränkischer Maulfaulheit entstanden und aus Volkstü-

melei. Weil mein Vater Georg heißt, ist er hier in der Erdbeerzeit für alle Welt der Erdbeerschorsch. Alte Klinge, fließt Blut, das auch noch. Im Wilden Westen wurden die erschossen, die zu viel gewusst und die zu viel geredet haben, in Franken könnte es in grauer Vorzeit genauso gewesen sein. Oft genug das Maul verbrannt, aber Gott sei Dank gibt es noch ein paar, die mehr als das übliche Repertoire von „Halt dein Maul“ bis „Passt scho“ gebrauchen, sonst wären wir ein Volk von Telepathen. Selbst gewundert, dass ich 'beim Franzosen', wie Georg sagt, den Gesprächen folgen und mich bald daran beteiligen, sogar munterer parlieren konnte als Zuhause. Es gibt dort einen Umgangston, der jeden offen aufnimmt, der sich redlich darum bemüht. In Franken ist das Gegenteil der Fall. Dafür gibt es hier gleich zwei kategorische Imperative. Der eine heißt „Sei so gut“, der andere „Sei mir net bös“. Der eine ist so gutmütig wie der andere boshaft ist. Es muss an der Sprache liegen, oder an der Ernährung. So lange er lustig war, hat Georgs Opa immer geknurrte, „zum Franzosen fahren wir nur auf Ketten“. Auch wenn sie es nicht aussprechen, ist die gleiche Gehässigkeit auch in den anderen latent vorhanden. Es muss in den Genen liegen, nur ich schlage aus der Art, wie der Onkel Sepp. Der Onkel Sepp, der mir vor meiner Abreise einen Geldschein mitgegeben hat und den Auftrag: Du gehst

dahin als Botschafter unseres Landes, mach uns keine Schande!

Den halben Samstag zähneknirschend auf dem Erdbeeracker, „das wird dir nicht schaden“, Vater, keine Widerrede möglich. Weil sie es von mir erwarten so getan als ob mir die Rückkehr wohltut. Der Rücken wieder weh vom Bücken, dieses Handy besorgen müssen und weiß nicht wie sie das täglich aushalten über mehrere Wochen. Früher wenn ich meine Hausaufgaben nicht kapiert habe, hat mich Mama zu einer Arbeit draußen auf dem Feld geschickt, und gesagt „dann bist du drau'en der Welt“. Dann hab ich die Bohnen gehackt oder Heidelbeeren gepflückt oder war früher mit Oma im Gärt'la bei den Gänsen und beim Bach und hab' mir die Welt anders vorgestellt, mit Leuchtreklamen, Kneipen, Kinos und Menschen, die sich amüsieren und die man kennen lernen kann, denn dazu gehen sie aus. Bis zum letzten Mittwoch, Donnerstag war soweit alles okay. Die Welt meiner Oma bestand aus Feldern und Hecken mit Schlehen daran und Hagebutten, die furchtbar jucken, wenn man das Pulver den Mädchen in den Kragen schüttet. Ist mir nicht fremd, diese Welt, aber — noch begehrenswert? Löwenzahn und Klee für die Hasen, verlassene Scheunen voller altem Geraffel und Jägerstände für die ersten Rendezvous mit Conny, die Cornelia hieß und nach und nach entdeckte, dass sie bi-

sexuell und am Ende lesbisch veranlagt war, was für eine Karriere für mich, oder mit Reser die ersten Lagerfeuer und Cigarren und den Blick in die Ferne. Und wenn man die Züge rauschen hört, kommt anderes Wetter. Nach den Erdbeeren werden die Kirschen zeitig, was nach der buckligen die streckende Arbeit ist, bevor endlich die Bohnen und die Gurken (bucklige Arbeit) und die Zwetschgen und schließlich die Äpfel (streckende Arbeit) über uns herfallen und die Frage: Wohin damit? wochenlang in der Luft liegt wie ein Gewitter. Waschbeutel – wieder einpacken? Kommt mit zu den Schwarzen Schafen, für alle Fälle. Ein Jahr lang das Obst nicht selbst geerntet, sondern kiloweise auf dem Markt gekauft, sonntags nach der Messe in St. Pierre, die Meeresbrise in der Nase und einen Café Crème an der tour Leroy, irgendjemand war immer da von unserer kleinen Community, wie die Fahnen am port de plaisance, fast von jedem Land einer dabei und vor allem ansprechbar, ob am Nebentisch, wo flüchtige Bekannte leicht zu Freunden wurden oder auf dem Markt, wo gemeinsame Interessen für Kulinarisches dazu führten, dass wir gemeinsam gekocht haben. Von den Äpfeln im letzten Herbst bis zu den ersten Kirschen vor ein paar Tagen und Käse und Wurst und Wein gab es dort fast alles, bis zu der Reiseschreibmaschine im schwarzen Koffer, die ich unbedingt haben musste und die letzt-

endlich mit Mustapha nach Marokko gewandert ist, er kann sie mehr gebrauchen. Geduscht gehört eigentlich auch. Die Schwarzen Schafe, kein gutes Omen, der Name. Wo nur Birgit abgeblieben ist, und was Katharina von Freising jetzt vorhat, heute Nachmittag weiß ich mehr. In der Normandie war alles früher dran als hier, vom ersten Krokus über die Forsythien bis zu den Kartoffeln aus Marokko, aber richtig zeitig waren sie nicht, wie die Bananen, die ihre Farbe auf dem Schiff nach Europa kriegen, wenn sie nicht unter Neonlicht im Supermarkt noch grünlich leuchten. Diese Brause, Millimeterarbeit. Duschen in der Cité U war spartanisch, aber funktionell. Joe schwärmt immer von seinen Erdbeeren aus Finnland, bin gespannt ob er schon welche hat. Der alte Rumtreiber, seit zwei Jahren sesshaft und die ganze heillos zerstrittene Bande zusammen-trommeln, kann nur ihm einfallen. Die Zeit der Reife ist bei den Erdbeeren leichter zu ermitteln, als wenn es um Menschen geht. Für jede Erdbeere wissen, wann sie zu pflücken ist, nicht zu früh und nicht zu spät, da war ich am Samstag wieder wie ein Anfänger. Mit Sophie, das hat die eine und andere Gelegenheit gebraucht, aber wie geht es weiter? Alles neu organisieren, den Job im Café, samstags beim Schorsch, der Einzige in der ganzen Verwandtschaft, der keine Erdbeeren hat, aber die größten Maschinen und den meisten Humor. Zulassungsarbeit

schreiben, nur womit? Und rückmelden zum Wintersemester. Und weil meine liebe Schwester im Kindergarten keinen Urlaub bekommt, die komplette Obsternte absolvieren. Heitere Aussichten. Zurzeit werden die Erdbeerkuchen im Akkord gebacken und vertilgt, kommen die Hühner mit dem Legen gar nicht nach. Der Tauschhandel mit Naturalien könnte in der Erntezeit noch einen Pfarrer und einen Lehrer ernähren, aber dafür sorgt ja heute der Domberg und der Staat. Als Arbeitgeber sind sie mir so attraktiv wie Pest und Cholera. Hätte ich doch mit raus gehen sollen zum Pflücken? Fünf Pfund für die Kuni, meine Großtante. Fünf Pfund sind nicht die Welt, eine Steige, wenn sie gut hängen in einer Viertelstunde gepflückt. Nicht um den Preis meines Traums, auch wenn er seltsam war: mit Sophie Arm in Arm, das ging erstaunlicherweise, am Meer in Ouistreham, wo sie mir die amerikanischen Namen der Strände vorbetet. Omaha Beach, Juno Beach, Sword und Utah Beach und welche Einheiten dort gelandet sind und wie viele dabei gestorben sind. Das hätte sie nie getan und „Die Freiheit hat ihren Preis“ hätte ich nie gesagt, nur in diesem komischen Traum. Ich kehre zurück dorthin, wo er entstanden ist, in mein altes Zimmer. So, was ziehe ich an? Frisches T-Shirt, das gebrauchte Holzfällerhemd und Jeans wie am Samstag in Erlangen, fertig. Ein Blick über die Bücher im Regal, deren Lektüre

ein paar Jahre zurück liegt: *Alexis Sorbas* von Kazantzakis, *Walden* von Thoreau, *Sämtliche Gedichte* von Rimbaud, ohne viel davon verstanden zu haben, und einige Auszüge von Gandhi, die ich mir hier und da auf Englisch und Französisch verschafft hatte. Subversive Lektüre zu finden wird einem hierzulande nicht leicht gemacht.

Das Kleine Stundenbuch reizt mich heute nicht. Paar Akkorde auf der alten Gitarre, nur *Nada te turbe*, oft zu Beginn, komm in den Rhythmus leicht rein und es kann einen nach ein paar Wiederholungen schweben lassen, mit ein paar Zeilen von Teresa: Nichts soll dich ängstigen, nichts dich erschrecken, auch das nicht, dass Sophie so weit weg ist? Und doch in weiter Ferne, so nah. Nie habe ich es nötiger gebraucht als jetzt, das Aufwärmstück der Dandys, bis es vorbei war mit Ruhe und Frieden, an Ostern siebenundneunzig, als die Dandys auseinander geflogen sind. Alles geht vorüber, wer Geduld hat, der hat alles, solo Dios, basta. Meine erste Gitarre klingt immer noch warm und harmonisch, aber für die Session zu schade. Also heute Nachmittag nach Erlangen und die robuste holen. Lästig. Mit Kalender und Stundenbuch gewappnet runter in die Küche. Teresa von Avila hatte einen Vorteil, um mit Jesus befreundet zu sein, sie war eine Frau.

Wasser bis zum vierten Strich und heißes in die Kanne, Filter, vier Löffel Kaffee, einen fünften für die Kanne, wie einstudiert vor langer Zeit. Wenn sie mit den Erdbeeren zurückkommen, denken sie, der Michael hat an sie gedacht. Halt, die Prise Salz. Viel lieber würd' ich für Sophie Kaffee kochen, mit ihrer putzigen ca-fétière. Tausend Kilometer von Caen bis hierher, die gleiche Uhrzeit, aber dort ist es jetzt so hell wie's hier vor einer Stunde war. Im Dezember früh um acht bei stockfinsterer Nacht in die fac getaumelt und vom Anblick nackter Mädchenbeine in Minijupes plötzlich hellwach, mittwochs zum Übersetzungskurs, sonst hätte ich nie Laurent und Magali kennen gelernt und einige Geheimnisse, die sie mir verraten haben, oder Montag zur Balzac-Vorlesung. Renommierter Prof, der seine Vorlesungen nur zur Morgenstunde gab, da war er noch halbwegs nüchtern. Und im Juni Tageslicht bis halb zwölf und endlose Nächte in der Cité U, Gitarren und Tarot und Schafkopf interkulturell und alle, die Deutschen, die Schweden und die Griechen, die Koreaner, der Ire und die kühle Isländerin, alle reden schlechtes Französisch und niemanden stört's. Nur die Senegalesen korrigieren uns und laden uns nach Sonnenuntergang zum Essen ein. Und auf der Heimfahrt *Once upon a time in the west* immer und immer wieder, bis das Band gerissen ist.

Du siehst ein Blatt Papier. Vier Kanten, zwei lang und zwei kurz und ursprünglich perfekt rechteckig. Da beginnt eine Ecke zu zittern und sich anzuheben. Schon wächst sie in die Höhe, gefolgt von einer weiteren; Knicke bilden sich und Falten folgen einer geheimen Struktur um sich zu einer Form zu verfestigen. Kleiner und kleiner faltet es sich, mit der Präzision eines Origami-Künstlers. Täler entstehen und Gebirgskämme, bilden Plateaus und einzelne Tasten in Schwarz und Weiß. Kurz darauf steht ein Klavier.

- Jemand spielt einen fiesen Blues: Seite 107
- Das Ganze lieber als Café: Seite 54

ADRIAN VAN SCHWAMEN

Kaffeepause

Was dort aus der Kaffeekanne lief, wäre für Thomas früher kaum als Kaffee durchgegangen. Er neigte seit jeher dazu, seinen Kaffee für Normalsterbliche zu stark zu machen. Er war kein Barista, hatte niemals auf die Qualität der Bohnen, die perfekte Röstung oder die passende Brühmethode geachtet. Stark musste sein Getränk sein, mehr nicht. Und wie sehr er diesen starken Kaffee jeden Morgen genossen hatte! Ihm war lange nicht bewusst gewesen, wie wichtig er für ihn war, um sich für den Rest des Tages zu motivieren.

Jetzt, da er für eine lange Zeit keinen mehr trinken könnte, nagte die Sehnsucht eines Süchtigen immer heftiger an seinem klaren Verstand. Dennoch hatte er sich dazu zwingen können, den Moment des Abschieds von seinem kleinen Laster so weit wie möglich hinauszuzögern. Für seine einzige unbeschädigte Tasse hatte

er nun aber kaum mehr als einen schwach gehäuften Teelöffel Kaffeepulver übriggehabt.

Ab dem ersten Schluck ließ er die dünne Brühe sanft über jede seiner Geschmacksknospen gleiten, presste sie zwischen den Zähnen hindurch und zog sie wieder zurück. Mit jedem weiteren wiederholte er den gleichen, schwächer werdenden Rhythmus, summt dem Takt folgend eine Melodie und formte eigens für den Anlass einen sanften Schwanengesang, der Schluck für Schluck seinem Ausklang entgegenkam. Als er beim letzten angekommen war, die Augen geschlossen und die Gedanken gänzlich dem schwindenden Aroma gewidmet, hatte er das Kunststück vollbracht und sich voll und ganz in frühere Tage versetzen können, als Tassen noch reichlich vorhanden waren, Kaffee noch stark und *es* noch nicht passiert war. Für einen Moment hatte er gar vergessen, was *es* überhaupt war.

„Vorzügliche Wahl.“

Ein Lärm wie aus frühindustriellen Zeiten erfüllt den Raum: Die Maschine beginnt zu brummen und Wasserdampf steigt auf; feines Mahlgut fällt unter dem Röhren der Mühle in den bereitgestellten Siebträger. Der Cafétier trocknet das Duschsieb mit einem Tuch und drückt das Mahlgut mit seinem Tamper fest. Klare, präzise Bewegungen. Nicht gehetzt, nicht mechanisch und dennoch wie ein Uhrwerk.

„Ich schätze die Ehrlichkeit von Espresso“, sagt er, als er den Siebträger in die Brühgruppe spannt. Die Pumpen in der Maschine nehmen erneut ihre Arbeit auf. „Man kann sofort erkennen, ob man einen Fehler gemacht hat oder nicht. Die Art, wie der Kaffee aus dem Träger läuft.“ Eine dicke, fast sämige Flüssigkeit rollt in die Tasse. Ein sattes, angenehmes Braun. „Zu hell oder zu dunkel. Die Zeit, die der Kaffee zum Durchlaufen braucht.“ Er blickt dabei auf eine silberne Taschenuhr. „Die Beständigkeit der Crema.“

Er stoppt die Maschine und reicht ein silbernes Tablett mit dem Espresso und einem Glas Wasser. Die

Crema wirkt dick genug, dass sie Zuckerwürfel tragen könnte.

„Jeder Schritt der Zubereitung besitzt eigene Stell-schrauben, die sich nachjustieren lassen. Ein perfekter Espresso ist vorher durch ein Uhrwerk empfindlicher Rädchen gelaufen, die nur auf den individuellen Charakter der jeweiligen Bohne eingestellt sind. Darin liegt eine gewisse Klarheit, finden Sie nicht? Eine perfekt eingestellte Maschine, ausgerichtet auf diesen einen Zweck. Und dennoch erfordert jede Bohne, jede Röstung wieder ihre individuelle Note – ein vorsichtiges Zupfen an jeder Einstellung, wenn Sie möchten. Wer einen Espresso bestellt, weiß in der Regel, was er oder sie will.“

Während er redet, ist der Cafétier bereits dabei, die Maschine zu säubern; Wasser ablaufen zu lassen, Brühgruppen zu reinigen, Kaffeemehl abzuputzen – alles mit einer Geschwindigkeit und Sorgfalt, die von den Jahren seines Handwerks zeugen.

„Aber die meisten Gäste kommen nicht her, um mich über Kaffee reden zu hören.“ (Seite 98)

VALERIA FISCHER

Herzkrümmungen

Das Mondlicht zeichnete seine Konturen nach, die im Halbdunkel noch schwächer wirkten als am Tag. Unbeholfene Umarmungen, ein Gutenachtkuss und Papa schloss die Tür. Seit du nicht mehr da warst, war das Lachen aus seinen Augenwinkeln verschwunden. So vieles verschwand. Die Leere engte alles ein. Es war ein Frühling, der sich nach Herbst anfühlte, und abends war es schon Winter. Die Nächte und Tage zu lang, das Haus unbewohnt und wir auch. Papa sagte, dass unsere neue Gegenwart jetzt ein Raum sei, in dem wir uns neu einrichten müssten. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, schlich ich die Treppe hinunter, nur bis zur Hälfte, kauerte mich auf die Stufen, die Füße in den Schlafanzug vergraben, den Kopf ans Geländer gelehnt,

den Blick nach unten in die Wohnküche gekehrt. Papa saß einfach nur da, Abend um Abend, die Arme vor der Brust, als ob er dich noch immer hält, in seinen Augen eine reglose Schwere. Und so verharren wir beieinander in einer befremdlichen Stille.

Mama, ich habe mir Fotos von früher angesehen. Du und Papa und ich als Kind, unsere Familie. Es ist lange her. Heute ist dein Geburtstag. Wir feiern ihn trotzdem. Ich habe einen Kuchen gebacken und deinen Schal auf den leeren Stuhl gelegt. Es tut immer noch weh.

Ich war in der dritten Klasse, als wir alleine zurückblieben. Du hast immer gesagt, ich solle mit der Sonne im Rücken gehen, wenn der Regen vor mir sei, denn das gebe den schönsten Regenbogen. Du hast Gefühle mit Farben verglichen. Meintest, dass jedes einzelne wichtig sei, dass es nur auf die richtige Mischung in einem ankäme.

Ich habe Angst, dass ich deine Stimme vergesse und dein Gesicht. Wenn ich alleine war, kramte ich die Familienvideos hervor, verinnerlichte deine Worte, nahm mit einem Diktiergerät deine Stimme auf, um sie überall bei mir haben zu können. Drückte auf Pause und berührte dein Gesicht und legte meine Hand dann wieder auf den Boden, der mit Tatsachen bedeckt war.

Wenn Papa von der Arbeit nach Hause kam, holte er sein Werkzeug und streifte durch das Haus, weil er dir

immer versprochen hatte, es zu renovieren, doch das, was in ihm kaputt gegangen war, konnte er nicht reparieren. Und ich wünschte mir die Kindheit zurück, Kirschkuchen und gedeckte Tische und Badewannen und heiße Milch mit Honig und aufgeschüttelte Kopfkissen und Gutenachtgeschichten.

Als wir dich beerdigten, mir die Leute über den Kopf streichelten und Lippen zu mir sprachen, wollte ich nichts hören. Es war wie, barfuß im Schnee zu stehen, nicht atmen können, es war alles, alles was wehtun kann. Ich hatte Winternächte unter der Haut und Herbsthimmel im Magen. In mir flossen unsere Regenbogenfarben zusammen. Und eines Tages sah ich in den Himmel und fragte dich, ob Liebe nicht manchmal auch schwarz sei.

Dein Name an der Haustür, deine Kleider im Schrank, dein Atelier unter dem Dach. Wir lebten in einem Museum aus Erinnerungen, um irgendetwas von dir festzuhalten. Ich sah dich und sah dich trotzdem nie wieder. Ich wollte erzählen, wie es mir ging, wollte es dir erzählen, zu dir gehen. Und dann spürte ich wieder, wie sehr du nicht da warst. Wenn ich dieses Drücken und Ziehen in mir nicht mehr aushielt, dann stellte ich das Wasser auf kalt, ganz kalt. Ließ es über meinen Körper laufen. Überall Kälte. Kälte in mir, drinnen und auf mir, draußen. Atmen, atmen, atmen und frieren,

zittern, und dann loslassen, nichts fühlen. Betäubt sein. Einfrieren.

Und dann schrie ich mir die ganze Erinnerung und Gegenwart aus dem Körper und versuchte, dabei nicht zu ertrinken. Danach wieder ein Schweigen, das schwer in der Luft hing und die Schatten des Tages. Ich glaubte nicht, dass dies alles in mir irgendwann verschwinden oder aufhören würde. Das Schreien. Ich hoffte, dass es sich zu einer leiseren Melodie verformen würde, in verschiedene Tonarten und mit einem variierenden Thema.

Und dann, eines Tages, zog ich deinen Schal unter dem Kopfkissen hervor, breitete ihn aus, legte ihn um mich. Dein Geruch, dein Parfum, festgehalten in bunten Fäden. Ich hielt dich fest. Farben sind eine Sache der Mischung und Regenbögen eben auch eine Sache des Lichts. Auftauen. Weiterwachsen. Und ich lachte, ein kleines Lächeln, ein zartes Lächeln, zartbitter, aber weniger wund.

Mehr von Valeria Fischer:

„Unter der Haut“ (Triptychon der Gefühle): „Aksana“,
„Jahresringe“ und „Erinnerungskisten“ in
Zwischen den Regalen, ein Geheimnis (2014),
Hrsg. N. Dragnic, Verlag art & words

„Sehr wohl.“

Geübte Griffe an der Maschine: Wasserdurchlauf, Mahlgutausgabe – der Duft der frisch gemahlenden Bohnen, die nun als feines Mehl in den bereitstehenden Siebträger fallen – das Summen der Maschine, während die ersten braunen Tropfen in die Tasse rollen. Das Zischen der Dampfzange, das leichte Schwenken der Kanne; Milch, die sich in feinbläsigen Schaum verwandelt.

„Cappuccino sagt mehr über die Person an der Maschine aus, als über die Bohne“, sagt der Cafétier über den fauchenden Dampf hinweg. „Verstehen Sie mich nicht falsch – der Geschmack ist natürlich ebenfalls wichtig. Aber hier geht es eben um das Zusammenspiel aus dem Espresso, der die Basis bildet und der geschäumten Milch. Der reine Espresso bringt den individuellen Ausdruck der Röstung besser hervor – dabei wird allerdings auch schnell deutlich, ob bei der Einstellung der Maschine oder bei der Zubereitung etwas schiefgelaufen ist. Cappuccino ist in dieser Hinsicht verzeihender, da die Milch das Aroma etwas abtüncht.“

Er beginnt die Milch in die breite Tasse zu füllen. Weiß vermischt sich mit Braun, wird zu Karamell. Streifen bilden sich und Formen; die Hand des Cafétiers dirigiert den Milchstrom unerkennbaren Bahnen folgend, Wellen steigen auf und verschieben sich zu neuen Mustern.

„Cappuccino sucht nach Ausgleich. Wird die Milch zu heiß, schmeckt der Kaffee nach verbrannter Milch; ist sie zu flüssig, verschwimmt der Geschmack des Espressos. Ein guter Cappuccino dämpft die Aromaspitzen einer Röstung, ohne sie nicht mehr erkennbar zu machen. Gäste, die Cappuccino bestellen, suchen vielleicht noch nach einem Kaffee, der zu ihnen passt. Nur eine Theorie meinerseits, wenn Sie verstehen.“

Die Andeutung eines Lächelns, als er ein silbernes Tablett mit dem Cappuccino und einem Glas Wasser reicht. Der Schaum hat eine leichte Tigerung angenommen, die zu dem Bild einer Eule zusammenströmt, die eine Narrenkappe trägt und schelmisch zwinkert.

„Aber ich vermute, Sie sind nicht hier, um mich über Kaffee reden zu hören.“ (Seite 98)

ANDREAS POHR

Die letzte Geschichte

Wir fahren heute ans Grab meines Großvaters, weil er seit bald zehn Jahren tot ist. Das Grab zu verlängern kostet 1.900 EUR, es aufzulösen 420. Wenn wir etwas nie hatten, war es Geld.

Mein Opa hat mir vor seinem Tod ein kostbares Geschenk gemacht, das ich noch immer nicht recht verstehe, aber für das ich jeden Tag dankbarer werde. Wenn mein Opa mir aus seinem Leben erzählte, waren das keine bloßen Geschichten, es war, als hätte er in irgendeinem vergessenen Winkel eine Tür entdeckt und würde mich in eine Welt mitnehmen, die außer uns niemand kannte.

Die letzte Geschichte, die mir mein Opa erzählte, handelte von einem Krämerladen aus dem Städtchen, aus dem er als junger Mann geflohen war. Ein kleines Geschäft mit Sandsteinfassade, mit einer schmalen,

schweren Kirschholztür und schwarzgerahmten Fenstern.

»Wenn die Leute von diesem Laden gesprochen haben, nannten sie ihn immer nur ›den alten Renart‹. Renart hieß der Besitzer. Einer, der wenig sagte und allen Kindern unheimlich war.«

Opa hustete dann und winkte mit den Händen, als wäre seine Geschichte so plötzlich vorbei. Oder als seien die Details nicht so schrecklich wichtig.

»Beim alten Renart gibt es, was man sich nur vorstellen kann«, haben die Leute immer gesagt, haben sich einen Spaß daraus gemacht, sogar gewettet; sich die irrwitzigsten Gegenstände und Wünsche ausgedacht, Souvenirs aus aller Herren Ländern, und den alten Renart danach gefragt, und tatsächlich, er hatte für jeden, für jeden Einzelnen, so hat man es sich erzählt, immer genau das, wonach er gefragt hatte.«

Ich erinnere mich nicht, ob mein Opa wirklich Beispiele nannte, oder welche. Ich weiß nur, dass ich bis heute eine genaue Vorstellung von allen diesen Dingen und Absurditäten habe: Schatzkarten auf Pergament, in Leder gebundene französische Alchemisten-Bücher, der Armreif einer nubischen Prinzessin, eine Ameise in einem honigfarbenen Bernstein, getrocknete Silberwurz, eine mit Hirschleder überzogene indianische Streitkeule. Das meiste muss ich im Lauf der Jahre hinzuerfun-

den haben. Ich weiß, dass ich so manches, was mir später an Kuriosem untergekommen ist, in Gedanken in die Regale beim alten Renart gestellt habe.

»Die anderen Jungs haben sich begnügt, Geschichten zu erzählen und über den alten Renart zu lachen. Aber ich, ich wollte ihn selbst nach etwas fragen, weißt du. Mich überwinden. Die Tür zu diesem sonderbaren Laden aufschieben, auf diesen Mann zugehen, und fragen, nach etwas, von dem ich denke, dass er es nicht haben wird. Und von dem ich doch hoffe, dass er es hat. Ich hatte Angst, ich fürchtete mich. Dass dieser Alte plötzlich laut und böse wird, wenn er denn dieses Etwas nicht hätte. Dieses Eine. Als würde ich damit vielleicht allen ein Wunder kaputtmachen. Und nichts Albernens will ich mir wünschen, nur damit die anderen mit mir darüber lachen. Auch nichts, was nur kurios aber nicht auch praktisch ist, nichts, was ich nicht auch wirklich wollen würde.

Da stehe ich also, und ich kenne diesen alten Mann nur aus Geschichten, die aus ihm regelrecht einen Zauberer machen, aber er ist ein gewöhnlicher Mann. Mit grauen Haaren und Brille. Mit Hosenträgern. Auf diese Art gewöhnlich. Und zum ersten Mal sehe ich ihn jetzt aus nächster Nähe, und sage auf, was ich mir ausgedacht hatte: »Monsieur Renart, ich hätte gerne einen Tag. Ei-

nen einzigen Tag, den ich zurückgehen kann, wenn ich das will.

Da sieht der alte Renart mich an, kaut auf seiner Lippe und blinzelt nicht, so lange, dass ich mein Herz schlagen und meinen Hals gluckern höre, und ich sage noch schnell: »Aber ich habe nur einen Franc!« — Er nickt. »Komm am Montag.« Er lächelt und ich: renne hinaus, so schnell ich nur kann.«

Das ist der Augenblick, den ich am deutlichsten vor mir sehe, wenn ich an meinen Großvater denke. Seine Freude an diese Erinnerung.

»Der alte Renart war vielleicht ein Fuchs, aber ein Zauberer?« Mein Opa schüttelt dabei amüsiert den Kopf. »Am Sonntag gehe ich noch zu meiner Tante und lasse mir die Centimes, die ich in einem Strumpf gespart habe, in einen Franc wechseln. Am Montag nach der Schule laufe ich zum alten Renart. Und es macht mich ganz verrückt, es kribbelt überall, weißt du, weil ich weiß... weil ich doch weiß, dass er das gar nicht haben kann, und trotzdem...

Ich lege meinen Franc in die Schale neben seiner Kasse.

»Ein ganzer Tag«, sagte er, zischt durch die Zähne und legt den Kopf schief. »Weißt du, das gibt es leider nicht«, und nimmt trotzdem meinen Franc und seine Kasse klingelt, als sie aufspringt und er den Franc ins

Münzfach fallen lässt. Aber dann tritt er zum Regal hin, auf einen Schemel, und holt, von ganz oben, ein weißes Bündel hervor, ganz bedeutsam. Und hält es mir hin: Ein Taschentuch. Und wickelt eine silberglänzende Münze aus, die er vor meine Nasenspitze hält. Es ist ein Franc, frisch geprägt, aber — ein Franc. Und der alte Renart sagt: ›Du musst jetzt genau zuhören und dir alles merken: Sie funktioniert nämlich nur einmal, ein einziges Mal, und nicht einen Tag, sondern nur eine Minute, verstehst du?‹ Und ich nicke, obwohl ich gar nichts verstehe.

›Jeden Morgen, gleich wenn du aufwachst, holst du diese Münze hervor und polierst sie. Es darf kein Fleck darauf sein, kein Fingerabdruck. Dann wickelst du sie in ein Taschentuch aus Baumwolle, ohne Muster, ganz weiß, wie dieses, und das steckst du in die Tasche. Das Taschentuch musst du alle sieben Tage waschen, und du selbst musst es waschen, am besten an einem Sonntag, mit Seifenwasser und Zitrone, und die Münze, die musst du immer bei dir tragen, ohne Ausnahme. Und wenn irgendwann, irgendetwas passiert; wenn du fürchtest, heute, vielleicht jetzt, könnte es soweit sein, dass du diese deine eine und einzige Minute wiederholen willst, wenn du dir ohne jeden Zweifel ganz sicher bist... dann wirfst du die Münze.«

In den nächsten Tagen lösen sie Großvaters Grab auf und ich frage mich, wie viel eine solche wundersame Münze heute wert sein mag. Wie viel dieser blankpolierte Franc in Großvaters weißem Baumwolltaschentuch? Und wie viel erst mit seiner letzten Geschichte dazu?

„Den habe ich aufgespart“, hat er damals gesagt, und mir das Taschentuch und diesen Franc geschenkt. Für seine eine Minute ist er immer noch gut.

Mehr von Andreas Pohr:

Roman »TEK« (2019), Amazon KDP

„Ein guter Kaffee und Service hilft natürlich“, fährt der Cafétier fort, „Aber die meisten Menschen kommen für die Gesellschaft. Wo Menschen sind, sind auch Geschichten.“

Er nickt in Richtung der Plakate, die die Wände der Stube verzieren: Ankündigungen von Theaterstücken und Lesungen, Kleinkünstlern und Größeren, Kabarettisten und Denkern.

„Ein gutes Café ist ein Haus der Geschichten. Der Kaffee erzählt von seiner Reise durch die Welt, von der Plantage, auf der er angebaut wurde, über die Bauern, die ihn ernteten bis zu seiner Reise über Straßen und Meere und schließlich den Röstern, die ihn veredelten. Mittags treffen sich Geschäftsleute und nachmittags alte Freunde. Man kommt um zu sehen und um gesehen zu werden. Ein alter Spruch sagt, dass ein Kaffeehaus nur so gut ist wie seine Gäste – doch dabei wird nichts darüber gesagt, welche Gäste nun eigentlich die Qualität ausmachen.“

Neben der Garderobe warten Zeitungen auf ihren Stöcken darauf, die Neuigkeiten der Welt auszubreiten.

„Wenn Sie mich fragen, liegt die Qualität in der Durchmischung – das gilt sowohl für das Klientel, wie auch für die Röstungen. Ein gutes Haus weiß Kaffees von verschiedensten Ländern auszuschenken – von spritzigeren Varietäten aus dem Jemen bis hin zu dunkleren Zartbitternoten aus Nepal. Genauso ist es mit den Gästen. Hier darf der Arbeiter neben der Literatin sitzen – und natürlich umgekehrt – die Bäckerin neben dem Arbeitslosen, der Pensionär neben dem Liebespaar. Sie können ihre Geschichten austauschen oder nur zuhören oder auch nur ihren Kaffee genießen und dennoch Teil der Gesellschaft sein. Ein gutes Café ist ein Angebot und es liegt an den Gästen, wie sie es nutzen.“

Der Blick des Cafétiers wird fragend.

„Und Sie? Nach welcher Art von Geschichte suchen Sie? Vielleicht kann ich Ihnen bei der Auswahl behilflich sein.“

- „Etwas Längeres, um darin versinken zu können.“
(Probieren Sie es mit Seite 35, 141 oder 231.)
- „Eher etwas Kürzeres, das die Gedanken anregt.“
(Ich denke S. 47, 121 oder 163 wäre etwas für Sie.)

REBEKKA KNOLL

Der Luftballon

Es stimmt, am Anfang fand auch ich sie schön. Auf diesem Strandfest in der Dämmerung. Wie sie da stand, mit ihrem rosa Rock und ihrem Luftballon. Der Rock wehte, der Ballon wehte und keiner von uns konnte wegsehen. Du hast ja Recht, auch ich fand sie irgendwie anziehend. Ich weiß nicht mehr, wer von uns sie schließlich ansprach. Du oder ich?

„Krasser Ballon“, sagten wir.

„Danke“, sagte sie. „Ich bin Helena.“

„Helena“, seufzten wir. „Wir sind Melanie und Janosch.“

Und beide versuchten wir, Helena zuerst die Hand zu schütteln, ihr ein Eis auszugeben, ihr auf unser Boot zu helfen.

Heute frage ich mich, wieso wir nicht besser hingesehen haben. Wieso wir nicht bemerkt haben, wie hässlich ihr Ballon gewesen war. Er hatte ein breites Grinsen, eine gefährlich rote Nase und ein einzelnes, aufgerissenes Auge.

Doch wir sahen vor allem sie und sobald wir sie ins Boot geholt hatten, stachen wir in See.

Weißt du noch, wie wir vorher gewesen sind? Oder wer? Ich weiß nur noch, wo. In Venedig, Paris, Lima, Cusco, Berlin. Ich weiß nur noch, wie die Tauben vor uns aufgeflogen sind, wie der Blitz der Handykamera leuchtete, wie die Weingläser klangen, mit denen wir im Mondschein anstießen, wie wir immer wieder den Anker lichteten und die Segel hissten. Wir waren unterwegs. Immer. Wir fuhren füreinander hunderte Kilometer, wir flogen miteinander um die Welt. Wir gingen weit. Zu weit. Und gleichzeitig gingen wir nicht weit genug. Wir hätten so weit gehen sollen, gemeinsam stehen zu bleiben und anzukommen. Doch wie soll man sich für ein gemeinsames Ziel entscheiden, wenn das Reisen die einzige Gemeinsamkeit ist?

Helena hatte was Gefährliches. Ich denke, das war es, was uns beide anzog. Sie hatte diesen Ballon. Diese schrägen Blicke. Augenblicke. Wenn sie mich bat, ihr

die Schultern zu massieren, und dir gleichzeitig ihre Waden auf den Schoß legte. Wenn sie deinen Fuß mit ihren Zehen streichelte und mir dabei zuzwinkerte. Und doch standen wir hinterher an der Reling, Hand in Hand in Hand, und sahen aufs Meer.

Weißt du noch, wie es ganz am Anfang gewesen ist? Ohne Helena? Lass uns einmal alle Jahre durchqueren und an den Start zurückkehren. Als wäre unsere Beziehung ein altes Videospiel. Start again. Und ganz am Anfang halten wir an und finden uns wieder. Ich habe mich in deine Wunde verliebt, weißt du noch? „Mein Finger blutet, willst du mal sehen?“ Du hast dich in meine Antwort verliebt.

Unsere Liebe war vielleicht nicht tief, aber sie war rot. Soll ich mal pusten? Soll ich mal küssen? Ich könnte deine Wunde küssen, ich könnte dich küssen, wir könnten gemeinsam verheilen. Ich habe vergessen, wann wir verheilt sind, ob wir überhaupt verheilt sind, ich weiß nur noch, wo wir es versucht haben. In Rom, New York, Amsterdam. Ich weiß nur noch, dass unsere Apotheken Farmacia, Pharmacy und Apotheek hießen. „Apotheek!“, haben wir gerufen und gekichert.

Wir vergaßen schnell, seit wann Helena im Boot mit dabei war. Irgendwann war sie einfach da und es fühlte

sich an, als wären wir immer schon zu dritt gewesen. Wir drei und der Ballon. Ich küsste ihre Stirn, du massiertest ihr die Füße. Und während sie einen von uns liebte, hielt der andere den Luftballon.

Hast du ihn dir mal angesehen? Hast du gesehen, wie er grinste? Hattest du auch das Gefühl, er würde uns auslachen? Ich stellte mir ein unheimliches Lachen vor. So laut wie ein Düsenjet, ein Cabriolet, wie ein Reisebus oder ein Kreuzfahrtdampfer. Er lachte, doch wir hielten ihn dennoch fest.

Unsere Reisen waren schön, findest du nicht? Wir haben viel gelacht. Wir haben viel gesehen, wir waren nie allein. Manchmal frage ich mich, ob wir vielleicht gar kein echtes Paar gewesen sind. Vielleicht waren wir eher eine Reisegruppe. Eine sehr kleine. Eine, die sogar in einen Smart gepasst hätte. Am Ende weintest du große Tränen auf den Boden unseres Schiffes. Oder war es nur Meereswasser, das zu uns an Deck spritzte? Am Ende packte ich keinen Koffer. Ich hatte es nie bemerkt, doch all die Zeit war ich ohne Gepäck gereist. Am Ende ging alles ganz schnell. Helena reichte mir den Ballon, du schnieftest, winktest und dann ging ich zum ersten Mal allein von Bord.

Heute stehe ich am Ufer, wo vorher Helena gestanden hatte. Heute halte ich ihren Ballon, der jetzt meiner geworden ist. Meine Hose weht, der Ballon weht und jetzt kann keiner mehr wegsehen, auf diesem Strandfest in der Dämmerung.

Mehr von Rebekka Knoll:

Roman »Blaue Nächte« (2020), Penguin Verlag

*und im Herbst 2020 ein Sachbuch zum Thema Freundschaft
im echt EMF Verlag*

Du siehst ein Blatt Papier. Vier Kanten, zwei lang und zwei kurz und ursprünglich perfekt rechteckig. Da beginnt eine Ecke zu zittern und sich anzuheben. Schon wächst sie in die Höhe, gefolgt von einer weiteren; Knicke bilden sich und Falten folgen einer geheimen Struktur um sich zu einer Form zu verfestigen. Kleiner und kleiner faltet es sich, mit der Präzision eines Origami-Künstlers. Täler entstehen und Gebirgskämme, bilden Plateaus und einzelne Tasten in Schwarz und Weiß. Kurz darauf steht ein Klavier.

Angetrieben von einer unsichtbaren Macht – vielleicht ist es aber auch die Schwere dieser Welt – drückt es die Tasten nieder. Eine Melodie steigt auf, behäbig und langsam, dunkle Noten einer verborgenen Traurigkeit, füllen den Raum aus und die Herzen, die nichtsdestotrotz daraufhin vielleicht wieder etwas leichter schlagen.

- Jetzt das Ganze als Haiku! (Seite 119)
- Gibt's das auch ohne ,e'? (Seite 125)

JOHANN ROCH

Wie man am besten stirbt

Ich weiß, dass sie nur mit mir schläft, weil ich Krebs habe.

Zugeben würde sie das nie, und vielleicht ist es ihr auch gar nicht so bewusst wie mir. Getroffen und kennengelernt haben wir uns schon lange vorher. Laura war Spenden sammeln, für die Malteser; simple aber effektive Methode, einfach die hübschen blonden Mädchen vorzuschicken mit ihren Frühlingsblicken in den Augen. Wie soll man denn da noch nein sagen? Ich glaube, ich hätte sogar mein halbes Schwarzgeld-Konto geplündert, nur damit sie mir nochmal das rechtliche Zeug drum herum erklärt, obwohl ich das natürlich auch schon beim ersten Mal verstanden habe. Außerdem ist es etwas laut um uns herum, weil nicht weit

entfernt eine Demo stattfindet, für Öko-Strom oder dagegen oder irgendsowas. Weiß nicht mehr. Und weil es laut ist, rückt Laura noch ein Stück näher an mich heran und vergewissert sich, dass ich auch alles verstehe. Nicht dass ich blöd wäre, ich weiß natürlich, dass sie zu jedem anderen genauso nett wäre und genau so nah kommen würde, um alles zu erklären. Aber allein, dass sie mich einfach gleich so offen anspricht, und weiterfragt, und meinetwegen, dann sei's halt auch einfach nur aus Freundlichkeit, was ich mache und wie mein Tag war. Und so kommen wir ins Quatschen, das Formular ist ausgefüllt, und sie hat einen Doktor vor meinen Namen gezwinkert und meint, das dauere mit Sicherheit nicht mehr lange. Und sie komme ja eigentlich aus Hessen und das ganze Team (erst jetzt fallen mir die anderen auf, in ihren rot-weißen Hemden, die mit mir und Laura unter dem Sonnenschirm stehen) das ganze Team übernachtete hier in irgendeiner Niederlassung und nach dem Wochenende ginge es wieder zurück. Und dass sie das Aufräumen immer etwas nerve, wenn man schon den ganzen Tag rumstehen musste.

„Wie wär's, wenn ich später nochmal vorbei komme und euch kurz helfe...“, ich muss jetzt nur noch unterschreiben "und ich dich noch auf was zu trinken einlade?"

Naja, viel daraus geworden ist nicht; der Abend war nett, wir haben uns sogar zum Abschied geküsst, aber dann ist sie eben wieder nach Hessen. Bisschen in Kontakt sind wir schon geblieben, sie hat kurz darauf einen Freund, jedenfalls laut Facebook, und ich höre lange nichts mehr von ihr. Ziemlich genau ein halbes Jahr später schreibt sie mir, dass sie demnächst auch hierher ziehe, weil sie eine Ausbildung anfängt und ob ich ihr nicht vielleicht etwas mit der Wohnungssuche helfen könnte. Drei Monate später ist sie voll in unsere Clique integriert und ich habe mich natürlich längst in sie verliebt. Was irgendwie nicht wirklich so ganz einfach ist, weil das mit ihrem Freund erst vor Kurzem auseinandergegangen ist, so eine Fernbeziehung ist halt doch nicht was für jeden. Aber auf so etwas kann ich keine Rücksicht nehmen, keine Rücksicht auf irgendetwas, wie das eben so ist, wenn man verliebt ist. Also sitze ich gefühlte drei Tage über Wikiquote und sonstigen Seiten, auf der Suche nach einem Gedicht, das ihr nicht gleich das Gefühl gibt, dass ich mich vor den nächsten Bus stürze, wenn das mit ihr nicht klappen sollte. Naja vor einen Bus würde ich mich natürlich sowieso nicht stürzen, da bricht man sich höchstens die Beine oder ist querschnittsgelähmt oder sonstwas. Auf jeden Fall weiß ich, wieso das die Dichter schreiben. Es ist einfach so, dass man sich zum Fatalisten wünscht, wenn einem et-

was wichtig ist. Das ist das Gefährliche, das Wichtige, das Radikale, und das ist mir längst in allen inkonsequenten Konsequenzen klar. Aber so kann ich Laura das natürlich nicht sagen, nicht, dass ich ihr das Gefühl gebe, mich sonst vor den nächsten Bus zu stürzen. Also nehme ich was von Rilke, was Schönes, das ich auch nicht so recht verstehe, aber das ist auch nicht wichtig. Blumen, Brief und ein Gedicht drin, und selbst wenn's irgendein bescheuerter Radio-Liedtext wäre; die Botschaft ist doch klar, bevor man überhaupt irgendwas daraus liest.

Also sitzen wir auf ihrem Sofa nebeneinander und Laura ist die Situation wohl noch unangenehmer als mir; auf jeden Fall schwitzt sie ziemlich, als sie sich endlich durchringt und mir sagt, dass das nichts wird. Naja, und dann das Übliche, Freundschaft und wie man das halt so klassischerweise kennt. Ich stecke das weg, so gut ich kann.

Ein paar Wochen später breche ich beim Handball auf dem Feld zusammen, komme ins Krankenhaus. Diagnose: Krebs. Ein Haufen Begriffe, die im Endeffekt darauf hinauslaufen, dass ich vielleicht noch ein halbes Jahr relativ beschwerdefrei durchkomme und es dann schnell bergab gehen wird. Erstaunlicherweise berührt mich das Ganze kaum. Im Gegensatz zu meinen Eltern.

Verständlich, denke ich, und vielleicht auch der beste Beweis für menschlichen Egoismus. Ist ja nicht so, dass ich noch nie mit dem Tod konfrontiert war. Mein Cousin ist damals bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, und ich konnte echt gut mit ihm. Aber wenn ich ehrlich bin, dann habe ich damals nicht getrauert, weil ihm etwas Schlimmes passiert ist, sondern weil es mir passiert ist. Nicht, weil er sein Leben nicht bis 60 oder 70 leben durfte; um dann eben nicht in einem Autositz, sondern in einem Bett, in einem unangenehm riechenden Zimmer zu sterben. Ja so ist das mit dem Sterben, denke ich mir, und ein wenig bemitleide ich die, die mich jetzt bemitleiden. Auf Ebay ersteigere ich mir ein paar Kubanische, das spielt ja jetzt wohl auch kaum mehr eine Rolle, und plane das Fest meines Lebens, oder vielleicht auch eher meines Todes.

Irgendwann liegen Laura und ich auf diesem Hügel, und wir beide schon etwas neben der Kappe von Zigarrenrauch und Fassbier. Mir tun die Leute leid, die im Januar sterben, die haben dann nur noch den Herbst und das Novembergrau und alles, während ich im Spätsommer sterben darf und mir noch die warmen Sommerlüfte in die Lungen strömen, hier neben Laura. Ihr schlechtes Gewissen sieht man ihr sonst an, aber heute hat sie es sich wohl weggetrunken und sie streichelt mir über die Oberschenkel. Ein bisschen kratzt es

schon an meinem Ego, dass ich erst Krebs bekommen muss, um mit ihr schlafen zu können, aber so, wie sie jetzt mit ihren schweren Augen unter mir und unter Sternen seufzt, bin ich eigentlich bereit, diesen Preis zu bezahlen.

Natürlich habe ich auch schlechte Tage, an denen ich nicht aus dem Bett komme und die Nächte durchflenne. Ich verpass ja doch etwas, meine Frau und meine Kinder, meine Enkel. Mein Haus, das ich baue, und wie man sich das alles so vorstellt.

Laura ist jetzt fast die ganze Zeit bei mir, und ich weiß, dass sie nur mit mir schläft, weil ich Krebs habe. Und ich frage mich oft, ob sie das überhaupt nicht stört, wenigstens ein bisschen, ob sie sich nicht ein wenig unehrlich vorkommt. Wobei, ihre Augen haben sich schon ein wenig verändert, und wenn ich genau darauf achte, merke ich, wie sich ihre Pupillen immer etwas weiten, wenn sie mich im Krankenhaus besucht, in das ich jetzt trotzdem schon ein paar Tage in der Woche muss. Das Morphin übrigens ist klasse. Ich habe die eine Schwester überredet, mir ab und zu etwas zu geben, auch ohne Schmerzen. Was spielt es denn schon für eine Rolle, und da wir beim Thema sind: Ich habe da ja noch diesen Studienkollegen aus den Niederlanden, der mir ab und zu per Post was rüber schickt. Mein letzter

Monat kommt mir vor, als wäre es mein erster. Ich bin ein Kind und tappe durch neue Welten mit neuen Sinnen und ich schmecke, wie Lauras Haar riecht, ich ertaste den Geschmack ihrer Lippen mit meinen Fingerkuppen, und der Sex mit ihr ist Beethoven und Pollock und Heym.

Wir planen meine Beerdigung, als ob es unsere Hochzeit wäre, und ein bisschen geht Laura mir auf die Nerven, ich meine, ich liebe sie, aber immerhin sterbe ich hier, und sie sieht das Ganze doch etwas anders als ich. Zum Beispiel meine Todesanzeige. Soll sie ruhig ihre eigene aufgeben, aber ich will meine eigene, ich verabschiede mich hier ja. Und ich muss ja nicht um mich trauern, also wird die Anzeige: „So, die letzte Runde geht auf mich.“ Finde ich klasse, Laura hart an der Grenze. „Ich bin ja auch hart an der Grenze“, sage ich ihr daraufhin, und dann ist Ruhe. Letzten Endes entscheide ich mich, die Beerdigung hauptsächlich meinen Verwandten und Freunden zu überlassen, die haben ja eher was davon, als ich. Aber ich nehme was auf Tonband auf und lasse mir versprechen, dass es eins zu eins abgespielt wird, ohne dass vorher jemand Reinhört. Ich lasse alle schön Grüßen, spiele ein bisschen mit der zeitlichen Verzögerung, ein paar Späße eben; traurig genug wird's ja wahrscheinlich doch sein. Aber eines ist mir dann doch wichtig und damit endet meine Aufnahme;

ich will, dass auch gelacht wird auf meiner Beerdigung, mehr aber noch danach, ich will, dass danach gelacht wird, über die Stunden, in denen ich noch mitgelacht habe. Und wer sich am Leichenschmaus richtig abschießen will, der soll das auch tun. Ich habe extra ein kleines Sparkonto aufgemacht, für einen Hirschen und für jeden ein Taxi nach Hause. Hauptsache, man lacht auch mal, und wenn ich wirklich Freunde hatte, dann wird am Ende mehr gelacht als geweint worden sein um mich.

Die letzten Tage werden echt hässlich, ich liege nur noch zugehöhnt in einem unangenehm riechenden Zimmer und der Höhepunkt des Tages ist die Schwester mit dem Morphin. Die, die mich noch besuchen, weinen meistens oder können es sich nur schwer verdrücken. Vor allem Laura. Seit klar ist, dass ich hier nicht mehr raus komme, weicht sie nicht mehr von meiner Seite. Und ihre schweren Augen seufzen neben mir;

„Nicht hier“, bitte ich sie, das Sprechen fällt mir langsam etwas schwer, je nachdem welche Medis ich gerade intus habe. Und in einem der klareren Momente sage ich: „Lass uns doch nochmal zu dem Hügel fahren. Du weißt schon.“

Die Schwester, mit der ich mich etwas angefreundet habe, gibt mir ein paar Aufputzmittel. Der Arzt, der dabei ist, versucht mir das auszureden; danach wären meine Reserven erschöpft, meint er. Als ob ich noch für irgendetwas Reserven bräuchte.

Noch einmal unter Sternen liegen Laura und ich, und das ist für mich das letzte Mal. Sie weint danach, wir beide weinen, aber ich grinse auch etwas. Ich weiß, dass sie sich längst in mich verliebt hat. Irgendwie ist das jetzt bitter, aber eher nicht mehr mein Problem.

Dann geht alles ziemlich schnell, zuerst sehe ich keine Farben mehr, alles liegt wie hinter Watte, hinter einem milchigen Mohnschleier. Die Personen, die mir wohl am nächsten stehen müssen, sind um mein Bett versammelt. Ich verabschiede mich von allen, das ist tatsächlich schwerer, als ich gedacht habe. Zuerst von meinen Freunden, dann von Laura. Wir sehen uns einfach nur an und ich halte ihre Hand. Alles zu Sagende ist gesagt. Naja, fast alles. Danach rede ich noch lange mit meinen Eltern und versuche, sie nicht zu bemitleiden. Als ich sie bitte zu gehen, scheint es in Ordnung für sie zu sein. Jetzt liege ich alleine in meinem Zimmer. Ich wollte so alleine sterben, hören wie das Rauschen lauter und das Trübe bunter wird. Sie werden mich so finden, in diesem Bett, leicht lächelnd und lauschend. Laura wird meinen, dass ich etwas spitzbübisch aussehe und

ihr wird schlecht werden. Sie wird weinen und mich küssen. Und in ein paar Monaten wird sie herausfinden, warum ihr immer öfters schlecht wird, und wird sich wundern. Meine letzten Gedanken aber sind lachend und ich denke daran, wie ich mit Laura auf unserem Hügel unter unseren Sternen liege und ihre Pille gegen kleine Zuckerpastillen vertauscht habe.

AUS DEM TAGEBUCH DER ISOLATION

Beinerne Tasten
Im Blues des Winters gezupft
Falten das Leben

AGNES E.M. MANGARTZ

Drei Alltagsaphorismen

Rettungsgasse

lass sie nur zu
warte nur balde
brauchst sie auch du

ein erfülltes Leben
muss nicht lang sein
sondern langsam

Die Rübe

Krisen sind zum Wachsen da
sagt man

doch steckst bis zur
Rübe du im Mist

es mit dem Wachsen
schwierig ist

Vor Dir'n Blatt, das vormals aus'm Baum. Flach, zwomal lang, zwomal kurz und nicht ganz'n Quadrat. Wo's spitz ist, macht'sn Ruck und dann hoch, bald nochmal und dann'n Knick und'n Falz – *form follows function* – bis Struktur und Form voll da ist. Dann ab mit Präzision ins Minimum, was man sonst nur in Kunst und Origami sah. Schon gibt's Tal plus Massiv und mittig 'n Großplatz; dazu Klangdraht mit Druckknopf in Schwarz, manchmal auch fahl als ob Milch. Kurz darauf gibt's 'n Piano.

Druck gibt's auf'n Knopf von was, das nicht sichtbar – man fragt sich: Was hat Musik an Ballast? Nun Ton auf Ton, langsam und blau, nicht ganz schwarz, voll und ganz im Raum. Innig auch in Mann und Frau, wo's zuhauf Glück auslöst.

FIN.

ANNE D. PLAU

Wellenbrechung

Man hatte ihm gerade eröffnet, aus ihm könne ein Held werden. Das Herzklopfen erreichte seine Schläfen, das Gesicht rötete sich. Er war doch ein Häschen. Nur ein Häschen.

Der Mann im korrekten Anzug und mit Schutzmaske erklärte, wie wichtig Handeln sei, dass alle auf ihn, Herrn Benno Martin, zählten. Dass es nicht schlimm sei, Angst zu haben, die hätte jeder. Schließlich vernichtete Covid-19 Leben. Daher bräuchte die Gesellschaft ihn. Jeder müsse seinen Beitrag leisten.

An vorderster Front zu stehen, dazu taugten allerdings nur wenige. Er wiederhole sich ungern wegen der knappen Zeit, aber Benno Martin studiere Medizin und sei so per se verpflichtet, Menschen zu heilen.

Er drückte Benno einen Passierschein in die Hand und deutete auf eine zweite Tür mit der Aufschrift Ausgang.

„Wir brauchen Sie, aus Ihnen kann eine Heldin werden“, Benno drehte sich um und erblickte eine Mitstudentin, die sich auf den Stuhl setzte, auf dem er wenige Minuten zuvor noch gesessen hatte.

Am Montagmorgen stand Benno vor der Notaufnahme des Krankenhauses. Er war für die Frühschicht eingeteilt worden. Er hatte sorgsam sein Stethoskop poliert, es war noch ohne Kratzer. Benno hatte es sich erst vor einer Woche gekauft, als Belohnung für sein bestandenes Physikum. Das Metall fühlte sich kühl an, noch kühler jedoch blies ihm der Wind entgegen, als sich die Schleusentür öffnete.

„Ich soll mich in der Notaufnahme melden.“

„Beschwerden?“

„Nein. Ich bin freiwillig ...“

Die Dame murmelte etwas in ihren Mundschutz, das Plexiglas vor ihr verschluckte den Rest des Satzes. Gott schütze Sie, verstand Benno. Er blickte zurück zur Tür, ein rotes Stoppschild versperrte den Ausgang.

In einer Schutzzone erhielt er Kleidung, Mundschutz, Handschuhe. Eine Schwester wies ihn an, noch einmal zur Toilette zu gehen und dann möglichst wenig

zu trinken. Nur so viel, dass er nicht schlapp machen würde. Er solle auf den Mundschutz aufpassen, es gäbe nur einen. Er nickte bei jedem ihrer Sätze. Am liebsten hätte er sein kleines Büchlein herausgezogen und sich alles notiert. Als könnte er so eine Distanz zu dem Gehörten schaffen. Als sei alles eine Mitteilung, die man lese, die einen jedoch nicht beträfe.

Als er umgekleidet in den Isolationssektor eintrat, würgte er. Es roch nach Krankheit. Menschen lagen dicht gedrängt, überall piepsten Geräte. Neben ihm deckte eine Schwester einen Körper zu. Wie im Film. Hoffentlich zog sie das Laken nur bis zu den Schultern.

Gegen Mittag wusste Benno, was man von ihm erwartete. Er wechselte die Infusionsflaschen, er notierte Fieberkurven und half beim Betten der Patienten. Warum lagen einige von ihnen auf dem Bauch? Er wagte nicht nachzufragen. Nichts sagen, wenig atmen. Er hatte in den Stunden zuvor versucht, die Luft ganz anzuhalten, immer wieder, als könne er so vermeiden, die Viren einzuatmen. Eine Schwester hatte ihm auf den Rücken geklopft: „Das bringt nichts, Häschen.“

Benno schritt seine Runde ab. Saal 1, Saal 2 und über den Gang zu Saal 3. Wieder zu Saal 1. Lediglich die Dinge in seinen Händen veränderten sich. Fieberthermometer, Verbandzeug, Bettpfannen. Infusionständer.

Der Gang füllte sich. Man ordnete Betten. Und man schob Betten hinter eine milchfarbene Glastür. Als er der Schwester Hilfe anbot, winkte diese ab.

„Es ist erst dein erster Tag.“

Als sie allein zurückkehrte, war ihr Mundschutz durchtränkt, von Tränen. Ihre Kollegin flüsterte ihr zu:

„Wechsle den Mundschutz, so schützt er nicht mehr.“

Benno fragte nicht, was hinter der Tür sei.

Nach acht Stunden hätte er gehen dürfen, doch niemand schickte ihn weg. So gab er den Kranken passiertes Essen und freute sich, wenn ein halber Teller geschafft wurde. Er mörserte die Tabletten, die die Schwestern für die Patienten hingestellt hatten. Er lächelte, doch sein Lächeln blieb hinter dem Mundschutz gefangen.

Es dämmerte. Seine Füße brannten, jeder Schritt tat nun weh und er zählte die Patienten, die er noch zu versorgen hatte.

Der Patient im vorletzten Bett antwortete ihm nicht. Benno berührte ihn, der Mann war kalt. Sein Gesicht schien verzerrt, als habe er etwas sagen wollen. Benno versuchte, den Mund zu schließen. Und die Augenlider. Doch nun waren Mund und Augen halboffen. Er rief die Schwester, sie blickte den Mann an und dann ihn:

„Todeszeitpunkt 18.30 Uhr. Fahr ihn nach hinten.“ Sie deutete auf die gläserne Tür.

„Aber ich..“, entgegnete er, doch die Schwester lief zu einem piepsenden Monitor.

„Es ist doch. Mein erster Tag.“

„Defibrillator“, rief jemand laut.

„Notfall“, ertönte es aus der entgegengesetzten Richtung.

„Ich werde gebraucht. Ich muss ein Held werden“, murmelte Benno und schob das Bett mit dem Toten auf die gläserne Tür zu. Sie öffnete sich automatisch. Ein eisiges Summen schlug ihm entgegen. Benno sah in die Weite eines Saales. Auf der einen Seite lagen die Toten, auf der anderen stapelten sich Säрге. Zwei Vermummte hoben einen Körper hoch.

Benno begriff. Siebenundneunzig Mal hatte sich die Tür geöffnet und wieder geschlossen. Er blickte zu seinem Patienten.

„Es tut mir so leid. Ich habe Ihnen nicht helfen können.“

Benno wechselte weiter Infusionen, lagerte Patienten, schritt seine Runden ab. Irgendwann erinnerte sich eine Schwester, dass Benno seit der Frühschicht arbeitete und schickte ihn nach Hause. Die Schleuse, das Auskleiden, die Dusche. Die abschließende Desinfektion. Den Ausgang aus dem Klinikgebäude fand er ohne

nachzufragen. Er war ein Häschen auf der Schlachtbank. Er atmete. Man hatte ihm nur das Herz herausgerissen, nicht die Lunge.

Am nächsten Morgen stand Benno um 5 Uhr auf und fuhr mit dem Fahrrad los. Die Kälte kroch über die Handschuhe auf seine Arme, sie biss ihn unbarmherzig. Den Passierschein zusammenknüllen und wieder nach Hause fahren? Er war noch Student, nicht fertig ausgebildet. Er könnte als Erntehelfer arbeiten oder für Ältere einkaufen. Er musste kein Held sein.

Benno radelte weiter, fuhr durch Nebelfelder am Fluss, vorbei an menschenleeren Bushaltestellen, vorbei an einem abgesperrten Kinderspielplatz. Der Botanische Garten. Die alten Buchen. Ein Mann mit Hund. Stille Straßen. Benno trat kräftiger in die Pedale. Er war kein Held, und er wollte auch keiner werden. Er war Benno. Das genügte. Was immer das auch bedeuten würde.

Als er wieder durch die Klinikschleuse trat, strahlte der Himmel in kaltem Blau, es blies ein eisiger Wind. Aber es war auch März.

Für N., Medizinstudentin im 5. Semester. Freiwillige im Wachsaal der Intensivstation.

Anne D. Plau ist das Pseudonym einer 1978 in Jena geborenen Ärztin, Mutter und Gartenliebhaberin. Sie studierte in Franken, wo ihr Landschaft und Leute so sehr gefielen, dass sie blieb. Oft reist sie, besonders gern ans Meer. Schweden und Island gehören zu ihren noch unerfüllten Reisezielen.

Seit 6/2013 ist sie Mitglied bei Wortwerk Erlangen. Sie veröffentlichte Kurzgeschichten, moderne Märchen und ist regelmäßig mit Beiträgen in Print-/Online-Literaturzeitschriften vertreten.

Aktuell arbeitet sie an einer Novelle und ihrem ersten Roman.

Die Welt war leer und weiß. Nicht mehr viel übrig, außer einer weiten Ödnis. Irgendwo in weiter Ferne: Kanten, die senkrecht ins Nichts fallen. Der Horizont kaum zu erkennen, der Himmel grau. In dieser Ödnis war es, dass sich die letzten Menschen versammelt hatten.

- Geflügelte Kreaturen kreisen auf Seite 139 am Himmel.
- Wenn jemand einen Eimer Farbe umkippen soll, weiter auf Seite 149.

THOMAS GEORG WERNER

Covid-19: Freiheit und Widerstand

Facebook-Post Sonntag 22.3.2020

Mittlerweile dürfte Covid-19 uns alle erfasst haben. Neben der körperlichen gibt es auch eine geistige Infektion. Der Virus schleicht sich in unser Denken, Handeln und Fühlen – und dennoch sind wir frei. Jeder positive Gedanke ist eine Rückeroberung, jedes Lächeln ein Sieg. Jeder Sonnenstrahl ist ein Geschenk des Himmels und jeder Grashalm, der sich im Wind biegt und wieder aufsteht, kann uns ein Vorbild sein.

All die Quellen, die uns gut tun, sind nicht versiegt und nicht verschüttet, wir sind nur abgelenkt davon. Wir können sie jederzeit wieder aufsuchen. Schauen wir auf das, was uns bisher im Leben getragen hat, auf unsere Wurzeln und unsere Flügel.

Auch wenn wir Menschen von einem Virus befallen sind – die Vögel singen trotzdem. Wenn wir uns davon anstecken lassen, wäre das ein Akt des Widerstands.

Die Welt war leer und weiß. Nicht mehr viel übrig, außer einer weiten Ödnis. Irgendwo in weiter Ferne: Kanten, die senkrecht ins Nichts fallen. Der Horizont kaum zu erkennen, der Himmel grau. In dieser Ödnis war es, dass sich die letzten Menschen versammelt hatten.

Der Himmel war überzogen mit Schatten, die über den Köpfen kreisten: Riesige Kreaturen mit langen Hälsen und Schnäbeln voller Sägezähne. Vom Boden aus wirkten sie träge, wie sie mit seltenem Flügelschlag ihre Bahnen zogen, war von hier aus doch nicht zu erkennen, wie die schwarzen Augen stets nach Menschen Ausschau hielten, die den Fehler machten, sich zu weit von den anderen zu entfernen.

- Es war, als hätte die Natur den Spieß umgedreht.

Seite 161

- Jemand schlägt eine große Glocke:

Seite 227

MARI MÜLLER

Die Meerschweine (Hommage an Michel Houellebecq)

Die langen Gesprächspausen waren nervenaufreibend. Deshalb begann Michelle noch einmal:

„Am Ende steht immer das Leid. Wir haben keine Chance, das Elend zu vermeiden. Das Einzige was man eventuell erreichen kann, ist ein Aufschub und Linderung der Schmerzen. Man entgeht ihm nicht.

Das Happy End ist die Religion unserer Zeit; Ein irrationaler Glaube, nichts weiter. Ohne ihn könnten wir nicht weiter leben, würden aufhören zu funktionieren. Doch rational betrachtet kommen das Gute und das Ende niemals zusammen.“

Michelle meinte, die hochgezogenen Augenbrauen der Therapeutin in ihrem Rücken zu spüren.

„Das Problem ist,“ fuhr Michelle fort, „ein schönes, sauberes Haus, Licht und Luft, bestes Futter, das genügt

alles nicht. So lange sie keinen Partner haben, leiden sie.“

Die Therapeutin schwieg.

„Verstehen sie,“ seufzte Michelle, „das heißt, es hört nie auf. Immer wenn eines stirbt, muss ich ein neues besorgen. Das neue ist jünger, überlebt das ältere und leidet am Ende wieder am Alleinsein. Es wäre ein Glück, wenn einmal beide zusammen sterben würden, aber das passiert einfach nicht.“

„Kurze Zwischenfrage,“ meldete sich die Therapeutin. „Reden Sie von ihren Meerschweinchen?“

Michelles BH drückte unter der Achsel. „Ja, natürlich.“ Wieder schwiegen sie eine Weile.

„Warum haben Sie sich die Meerschweinchen überhaupt gekauft?“

„Sie waren ein Geschenk von meinen Eltern, zum vierzehnten Geburtstag. Ich sollte wohl während der Pubertät etwas Harmloses zum Anfassen haben.“

Es raschelte in den Unterlagen der Therapeutin.

„Heute sind sie... vierundvierzig.“ Michelle verdrehte die Augen. Was sollte das?

„Ich habe die Tiere lange Zeit gerne beobachtet. Sie scheinen gelegentlich, ich weiß nicht, glücklich zu sein.“

Wieder Schweigen.

„Ich denke, wir belassen es für heute dabei,“ sagte die Psychologin.

„Aber denken Sie vielleicht einmal über Folgendes nach: Ein Problem wie sie es haben, das ist, wie in einer Badewanne unterzugehen. Man kann Wasser schlucken, vielleicht sogar ertrinken.

Aber man kann auch versuchen aufzustehen und heraussteigen. Außerhalb der Badewanne gibt es doch noch so viel Leben.“

Das äußerst professionelle Lächeln der Frau ließ Michelle den Entschluss fassen, nicht wieder zu kommen.

Zu Hause raschelten die Meerschweine nach wie vor in ihrem Käfig. Die dünnen Metallstäbe rosteten, wo sich der Plastiküberzug gelöst hatte. Seit etwa zehn Jahren hatten die beiden Tierchen keine Namen mehr. Sie fraßen, gaben gelegentlich ein saches Geräusch von sich und lagen irgendwann tot in ihrem Mist, woraufhin Michelle einen Nachfolger besorgte. Es waren keine pelzigen Individuen, es waren Elemente einer unverwandten Generationenabfolge. Vielleicht wäre es eine Verbesserung gewesen, wenn sie Junge bekommen hätten.

Sanft nahm Michelle die beiden Tiere aus ihrem Käfig, trug sie ins Bad und setzte sie in die leere Badewanne. Die kleinen Krallen verursachten ein kaum wahrnehmbares Kratzen auf der Emaille.

In Südamerika ist es üblich, Meerschweine für den Transport in Säcke einzunähen, gelegentlich mit einem Huhn zusammen. Am Ende der Reise werden sie geschlachtet und gegessen.

Michelle steckte den Gummistöpsel in den Abfluss der Badewanne und drehte den Kaltwasserhahn ein wenig auf.

In der Küche piepste ihr Telefon. Ungewöhnlich. Es war eine lange Nachricht von Bruno. Nach zähem Leiden und erstickender Unentschlossenheit hatte eine Affäre seiner Freundin ihn endlich veranlasst, die Beziehung zu beenden. Er bereute, sich vor zehn Jahren von Michelle getrennt zu haben. Er wollte sie gerne so bald wie möglich sehen.

Michelle empfand eine leichte Genugtuung. Mit Bruno zusammen hatte sie eine schöne Wohnung gehabt, sogar ein gemeinsames Auto. Sie hätten sich eine größere Wohnung kaufen können, ein zweites Auto. Sie wäre auch gerne schwanger geworden. Mit ihr zusammen hätte Bruno auf Wein und Zigaretten verzichtet, bis in die Stillzeit hinein. Deshalb war ein Treffen am Abend in Ordnung.

Michelle ging zurück ins Badezimmer und drehte den Wasserhahn ab. Die Meerschweine hatten ihre Stummelbeinchen lang gestreckt und standen nun bis

zum Bauch in den wenigen Zentimetern Wasser, die sich am Wannenboden gesammelt hatten.

Angenommen, jemand würde den Wasserhahn wieder aufdrehen. Wären die Meerschweine dann schnell ertrunken? Oder könnten sie schwimmen, bis das Wasser sie über den Wannenrand in die Freiheit trug?

Aber nein, der Sicherheitsablauf kurz unter dem Rand verhinderte ja ein Überlaufen. Das war eine vernünftige Absicherung gegen Wasserschäden am Laminat, aber mit Sicherheit tödlich für schwimmende Meerschweine.

Egal – der Hahn war zugekehrt, die Tiere kamen zu recht. Wenn man bis zum Hals im Wasser steht, sollte man sich freuen, wenn sich nichts ändert.

Michelle wendete sich ihrem Kleiderschrank zu. Was erwartete Bruno von ihr? Wie alle Männer war er auf Körperlichkeiten fixiert und verfolgte sein Ziel plump und durchschaubar. Aber vielleicht machten ihn ja die Verwerfungen seiner Trennung vorübergehend sensibel und tiefgründig. Michelle musste es darauf ankommen lassen. Es gab nicht allzuvielen Chancen auf glückliche Empfindungen.

Um halb Acht am Abend warf sie noch einen Blick ins Bad. Das Meerschwein, das das ältere sein musste, lag reglos im Wasser. Das andere hatte sich mit den

Vorderbeinen darauf gesetzt. Es sah so aus, als betrauere es das erste. Aber in Wirklichkeit ging es ihm wohl darum, seinen Kopf über Wasser zu halten. Das war kaum zu ertragen und Michelle stellte den gefüllten Futternapf neben die Tragödie.

Um Punkt acht Uhr betrat sie die Bar und fühlte sich augenblicklich verhärtet. Über einer lärmenden Gruppe junger Frauen schwebte ein Heliumballon in Form einer Einundzwanzig. In diesem Alter ist die Neugier auf das Leben noch nicht ganz verloschen und vermag banale Tatsachen mit Sinn und Anziehung zu versehen. Vielleicht ist das auch schon der ganze Charme des Jungseins, dachte Michelle.

Als Bruno sie entdeckte stand er auf und schloss sie unbeholfen in die Arme. Zitternd flüsterte er:

„Es ist so schön dich zu sehen.“

Bruno sah nicht schlecht aus, aber im Gegensatz zu früher eben doch. Und überhaupt – Michelle hoffte, er würde nicht anfangen zu weinen. Sie selbst fühlte sich sonderbar geborgen in seiner Umarmung, legte ihm langsam die Arme um die ausgeuferte Taille und schob ihn dann von sich. Sie dachte an das Meerschwein, das seine Beine auf das andere stützte, strich ihre Bluse zu-recht und setzte sich.

Manchmal tranken sie schweigend und Bruno sah Michelle mit jener Art Begehren an, die sie vor Jahren noch mit Liebe verwechselt hätte. Dann wieder erzählte er von der Hölle, wie er es nannte: „Seit Jahren schon fühlte ich mich wie ins falsche Leben geraten. ‚Das bin nicht ich‘ dachte ich bei der Arbeit, zu Hause, wenn mit ihr zusammen war. Immerzu. Immer diese Sehnsucht nach dem Leben, wie es sein soll. Ich hatte nur keine Ahnung, wo ich es suchen musste.

Jetzt bin ich frei.“ Bruno lachte auf „Mit dir zusammen kann ich wieder Ich sein – jung sein – frei sein. Mimi, wir zwei können –“ Hilfesuchend blickte er in Ihre Augen.

Sie nickte, denn sie wusste, was sie könnten und was nicht. Und auch, was sie würden und was alles nicht.

Wenig später gingen sie in die Pension, löschten das Licht und es funktionierte. Danach sprach er von einer gemeinsamen Wohnung. Am Morgen würde er ihr Kaffee bringen, am Abend gäbe es Rotwein. Sie hätten ein Sofa im Badezimmer, und Grünpflanzen.

„Apropos Badezimmer“, meinte Michelle nach einer Weile, „haben alle Badewannen einen Überlaufschutz? Ich meine diesen zusätzlichen Ablauf unter dem Rand. Müsste es nicht auch welche ohne geben?“

Bruno strich ihr über die Stirn. „Vielleicht gibt es ein paar ganz alte, die das nicht haben. Aber heute – allein schon wegen der Versicherung.“

Als Bruno eingeschlafen war, betrachtete Michelle seinen Körper. Es war ebenso absurd wie nachvollziehbar, dass er wieder jung sein wollte. Leise zog sie sich an, fuhr nach Hause und schlief tief und traumlos.

Der nächste Tag war ein Samstag. Gegen zehn Uhr betrat Michelle das Badezimmer und zog den Stöpsel aus der Wanne. Die beiden leblosen Meerschweine steckte sie mit aufkeimendem Ekel in eine Plastiktüte und nahm die Bahn aufs Land hinaus. Von der Endstation aus führten Feldwege bis an den Waldrand. Unter einer ausladenden Buche grub Michelle ein flaches Loch, in das sie die kleinen Leichen legte. Beim Zuschütten blieb kaum Erde übrig. Ein paar welke Blätter darüber und alles war verschwunden.

Ruhigeren Schrittes ging sie auf einem Waldweg weiter und atmete die feuchte Novemberluft. Sie sah keinen Grund, die Meerschweine zu betrauern. Sie sah überhaupt keinen Grund mehr. Durch die tief hängende Wolkenschicht war, matt wie ein Vollmond, die Sonnenscheibe zu erkennen.

Die Welt war leer und weiß. Nicht mehr viel übrig, außer einer weiten Ödnis. Irgendwo in weiter Ferne: Kanten, die senkrecht ins Nichts fallen. Der Horizont kaum zu erkennen, der Himmel grau. In dieser Ödnis war es, dass sich die letzten Menschen versammelt hatten. Rund um einen alten Brunnen hatten sie sich versammelt; Gestalten mit eingefallenen Gesichtern und müden Augen. Wind pfiff über das Plateau und trieb Staubwirbel vor sich her. In der Ferne tönte eine einzelne Glocke. Man saß eng zusammen und sprach nur gedämpft, als ein Scheppern die Menschen aufschrecken ließ. Ein kleines Mädchen starrte auf die Flüssigkeit, die sich zu ihren Füßen ausbreitete. So etwas hatte sie noch nie gesehen. Denn die Flüssigkeit war bunt.

- Eine farbenhungrige Kreatur erscheint auf Seite 167.
- Auf Seite 174 breitet sie sich unkontrolliert aus.

MARA LETTER

Affentheater

*Alle Personen sind aus frei erfundener Haltung,
also so eine Art gerecht.*

„**Keine zehn Pferde bringen mich in den Zoo!**“, hab ich gesagt.

„Ich glaub mein Sparschwein pfeift aus dem letzten Loch“.

Aber Ben blieb stur wie ein Esel, hat große Rehaugen gekriegt, sogar sein Kater hat einen Hundeblick gemacht und jetzt sitzen wir hier, vorderste Zuschauerreihe, Nachmittagsvorführung.

„Ooh sind die nicht süüüüß?“, quiekt Paula mir ins Ohr und ich bin mir nicht sicher, ob sie die Tiere oder die Tierpfleger meint.

Unten im Gehege ruft einer „Klappe zu!“, daraufhin fällt ein Affe tot um.

Steht auch nicht mehr auf. Hat wahrscheinlich keine Lust.

Die Schimpansen und Orang-Utans klauen sich gegenseitig Bananen, abseits sitzen nur die Gorillas im Nebel, es ist nämlich sehr schwül hier.

Mir geht das alles tierisch auf den Geist und ich wünsche mir, ich könnte mich einfach einigeln.

Ein Tierpfleger zieht aus seiner Hosentasche einen dicken Schlüsselbund.

„Hier dran ist auch der Generalschlüssel, der alle Gehege gleichzeitig öffnen könnte!“, verkündet er, „doch Caesar kann gut darauf aufpassen.“

Und tatsächlich erhält der Schimpanse den Schlüssel.

„Oh, hoppla“, sagt Paula, sie hat ihre Popcorntüte ins Gehege fallen lassen. Doch Caesar hat es gesehen, kommt herüber, hebt die Tüte auf und gibt sie ihr zurück.

„Das ist aber liiiiiieb“, quietscht sie. Vielleicht ist sie in Wahrheit eine Quietscheente, überlege ich gerade, doch dann beginnt der Affe, mich zu lausen und setzt mir auch noch einen Floh ins Ohr.

Der entpuppt sich allerdings als Wurm, und ich muss ganz schnell weg von hier. Drei Mal muss ich um

die Zoozentrale laufen, um ihn mir laut singend aus meinem Gehörgang zu schütteln.

Als ich zu den Tribünen zurück komme, jagen die Primaten im Affenzahn

Zuschauer über die Sitzreihen.

Die Pfleger sind krebsrot angelaufen und einer brüllt: „Wer hat die Sau rausgelassen?“

„Caesar ist abgehauen — mit dem Schlüssel!“, schreit Ben mir ins Ohr, als ich ihn gefunden habe. „Alle Gehege sind geöffnet!“

Jemand scheint auch ins Wespennest gestochen zu haben, denn die fliegen Angriff im Hummelflug.

Krähen stürzen sich wie die Geier auf die Menge und hacken Augen aus.

Vogelsträube packen Menschen um ihnen Sand in den Kopf zu stecken, Pfauen schlagen Räder von Kinderwägen kaputt, Hühner drücken ihre Augen zu und der Storch bringt die Kinder um.

Die Elefanten werfen mit Porzellan aus dem Souvenirshop,

ein Frosch hat einen halben Menschen im Hals und schluckt ihn ungekaut herunter, während Zoowärter verzweifelt versuchen, mit Kanonen auf die Spatzen zu schießen, die von den Dächern pfeifen.

Ich seh eine Fliege mit zwei Klappen schlagen und sie erwischt gleich Sieben auf einen Streich.

Martin versucht, sich einem Bären aufzubinden, um wenigstens diesen zu besänftigen, doch der schüttelt ihn ab und zerfetzt ihn.

Die Menge rennt, schreit, kreischt, und Paula muss sich erstmal kolibrieren.

Mit 60 Pinselstrichen pro Sekunde setzt sie ihre Schminke neu auf.

„Wir müssen hier weg!“, schreie ich.

Wir rennen zum Ausgang, doch dort stehen alle in einer Schlange beschwört, weil ein Pferd sie flüsternd hypnotisiert.

„Es muss noch einen anderen Weg geben!“, rufe ich.

„Wir müssen uns wohl zum Affen machen“, sagt Ben.

„Waaas?“, quiekt Paula.

„Ich weiß wie das geht, hab ich im Djungelbuch gesehen“, geschickt flicht Ben jedem von uns einen Rock aus Palmenblättern und setzt uns eine Kokosnuss auf die Nase.

„Tut so, als wärt ihr Affen“, sagt er, trommelt sich auf die Brust und wir rennen auf allen Vieren Richtung Busch.

Fast haben wir den Waldrand erreicht, da erkennen die Tiere in Paula ihr Spielzeug. Sie holen sie ein, brin-

gen sie zu Fall, schleifen sie gen Seehundbecken und pieksen sie ganz viel.

Sie quietscht tatsächlich jedes Mal.

„Paula!“, ruft Ben.

„Ben!“, ruft Paula.

„Dieses Zurücklassen hält uns nur auf!“, sage ich und zieh Ben mit mir.

„Blöde Kuh!“, keucht Paula. Wir sind uns wohl ab jetzt spinnefeind, und

Ben und ich erreichen nur mit Hüh und Hott den Waldrand. Als wir zurück sehen, beißen den letzten die Hunde.

Wir robben im Schneckentempo durch den Wald, ohne Paula, aber dafür hat Ben ja noch seinen Kater dabei, in all der Hektik hat er ihn in einen Sack gesteckt.

Unsere Tarnung haben wir jetzt gegen die Camouflage von Kuhstreifen und Zebraflecken ausgetauscht.

„Na dann gute Nacht“, sagt jemand und vor uns gehen ein Fuchs und ein Hase auseinander. Als wir näher an die Stelle kommen, sehe ich, dass hier ein Hund begraben liegt.

Der Fuchs hat einen Korb neben die Bienenwachs-kerze gestellt, ich öffne ihn, und mach ihn gleich wieder

zu, denn der Hahn darin hat noch ein Hühnchen zu rupfen.

Also gehen wir weiter, um uns herum ist alles seltsam still.

Und dann steht da dieser Jaguar. Langsam pirschen wir uns an, Ben macht die Fahrertür auf und auf dem Sitz haucht ein blutüberströmter Tierpfleger seine letzten Worte: „Der fährt nicht, Marderschaden.“

„Wo gehts denn hier zum Notausgang?“, frag ich, und seine Hand, die vom Lenkrad gleitet, weist uns den Weg zur Tierapotheke. Ein Pferd kotzt davor, deshalb wenden wir uns lieber an den Infopoint ein paar Meter weiter.

Zwei Hasen sitzen hier, aber der eine hat „Keine Zeit! Keine Zeit!“ und der andere weiß von nichts. Hinter ihnen sortiert ein Kommodenwaran Haftbefehle mit Fotos von Ben und mir ein.

Da springt der Hase ohne Zeit auf und rennt haken-schlagend davon.

„Wir wissen zumindest, wie der Hase läuft“, sagt Ben.

„Aber was solln wir dann jetzt machen?“

„Siehst Du den Berg da?“, frage ich, aber schaue nicht, ob er mir folgt.

Je näher wir dem Landschaftshöcker kommen, desto lauter hör ich die Nachtigall japsen und mir schwant böses. Doch da steht er schon, der Ox vorm Berg. Schnell bauen wir uns eine Eselsbrücke über ihn hinweg, woraufhin der wie von der Tarantel gestochen aufspringt und zum Elch wird.

Ben aber wurmt etwas anderes und windet sich wie ein Aal.

„Müssen wir da jetzt rauf?“

„Der innere Schweinehund ist auch nur ein Schaf im Wolfspelz“, sag ich.

Und so klettern wir bergauf bis zur Kuppe und sehen dann hinunter in den Zoo. „Ich glaub mich tritt ein Pferd“, sagt Ben.

Gänse marschieren auf, eine Ente verteilt Zeitungen.

Wir sehen, wie die Lemminge Menschen über die Klippe springen lassen — ins Becken des Weißen Hais. Andere müssen vor einem Kamel durch ein Nadelöhr gehen, ehe der König der Tiere sie vor Gericht führt.

Er lässt ihre Herzen gegen eine Feder aufwiegen, die Herzen verspeist ein Krokodil — ohne eine Träne zu vergießen und die wenigen Menschen, die überleben, müssen vor Hamstern in einem Riesenrad rennen.

Flamingos tanzen, Stiere schwenken die Rote Fahne und Pferde demonstrieren mit Schildern auf denen steht „Der Ponyhof ist kein Leben!“

Ein Panda und ein Aligator rapbattlen zu einem Beat der Bremer Stadtmusikanten und daneben erzählt ein Pferd seine Storys.

Von einer Kanzel liest ein Käng-Guru aus seinen Chroniken:

„Da hat der Engel dem Vater ein Kukucksei ins Nest gelegt,

doch es war eine Perle vor den Esel, der,

wenns ihm zu gut geht, nem geschenkten Gaul nicht den Löwenzahn putzt.

In Eurem Saustall scheint auch der Gute Hirte ein Schweinepriester,

Über all dem kreisen zwei Rabaneltern und krächzen laut „Nimmermehr! Nimmermehr!“

„Ich glaub, Du solltest die Katze aus dem Sack lassen.“, sagt Ben.

Als ich den Beutel öffne, da legt uns der lebendige Kater eine Tote Katze zu Füßen, guckt uns blausauer an und zu den mahnenden Schlägen eines Geigerzählers beißt der Kater sich selbst in den Schwanz.

„Muss ich Dir jetzt die Würmer aus der Nase ziehen?“, fragt Ben.

„Nein, den hab ich mir vorhin schon aus dem Ohr geschüttelt“, sage ich und

lege ihm einen großen Schlüsselbund in die Hand.

Dann lassen wir uns von riesigen Eulen nach Athen tragen.

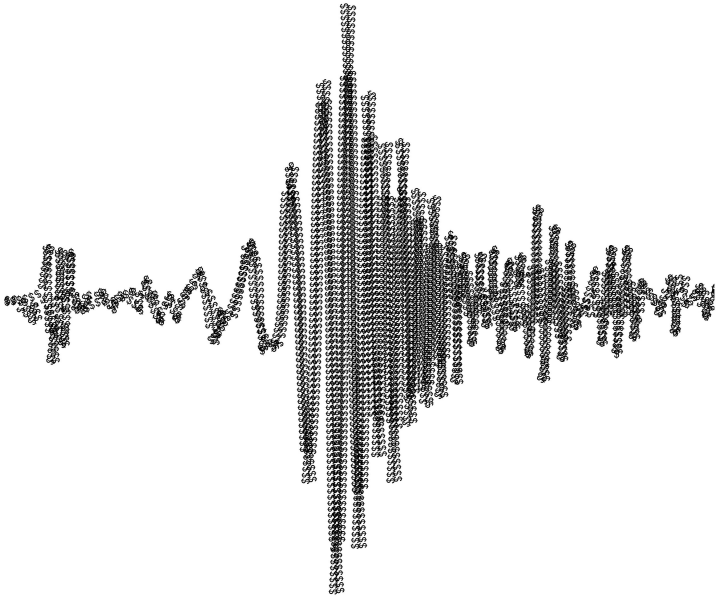
Sie wussten, worauf sie zu achten hatten. Hatten immer die Wachen im Blick, die mit ihren Speissen auf den Palisaden ihre Runden drehten. Doch die Speiße reichten nur so weit und die Kreaturen waren geduldig. Früher oder später wurde jemand unachtsam und fand sich allein in einer Gasse wieder, ohne Warnung vor der Gefahr, die lautlos vom Himmel stieß. Bevor jemand die alte Glocke schlagen konnte, würde sich ein Schatten über den oder die Unglückliche legen, die müden Augen nach oben blicken, wo sich die Schwingen wie zu einer Umarmung ausbreiten, vielleicht ein letzter Akt der Barmherzigkeit in diesen grauen Tagen, bevor der Schnabel – in seinem langen, eleganten Bogen einer Sense ähnlicher denn je – herniederfährt.

Man sprach vom letzten Tage der Menschheit, aber niemand konnte sagen, ob die Schatten am Himmel nicht ihrerseits vom Beginn eines neuen Zeitalters erzählten.

ENDE.

ARNO SCHLICK

Worthquake



wall street

aus bruch
ein wurf
ein schlag

nie der
schlag
end bro

kern re
acting
fast slow

**qua
rann**

t

r

a

e

n

e

eden

venti

late

venti

late

venti

late

vent

eaten

Aus den Gassen der Ruinen traten sie hervor, die Menschen, die seit Generationen nur noch Grau gesehen hatten. Scharten sich um das Mädchen und den Eimer, aus dem sich das farbige Wunder ergoss. Münder standen offen, Finger streckten sich aus, berührten das wunderbare Phänomen, trugen die Farbe weiter. Funckeln kehrte in die stumpfen Augen zurück. Da ein Grollen, ein Zittern im Boden, das Splittern von alten Mauern. Köpfe blickten sich suchend um. Ruinenstaub breitete sich aus, als etwas durch die nahen Häuser brach. Menschen wurden zu Boden geworfen, schrien, rannten durcheinander. Dazwischen Klauen, ein riesiger Schatten, schwarze Augen. Ein Blick, starr auf die Farbe gerichtet. Schon war es bei den Ersten, denen noch die frische Farbe von den Fingern tropfte und weg waren sie, verloren im Grau. Das Mädchen reagierte ohne zu denken, griff sich den Eimer und lief. Lief los ohne zurückzublicken, durch die Häuser und weiter bis zur Kante der Welt. Dort stand sie vor der Leere, zitternd vor dem Heulen des Ungetüms, vor sich nichts als Grau. Und da ließ sie los, das letzte Kind der Mensch-

heit, ließ sich nach vorne kippen und spürte den Fall. Wurde ein letzter Rest Farbe, der durch die Einsamkeit einer ungemachten Welt stürzte.

ENDE.

Halt, das soll das Ende sein? Wenn Du das Ende nicht akzeptieren willst, weiter auf Seite 189.

MICHAEL PIETRUCHA

**ES IST GUT –
oder das Lied von Mima**

(aus „Worte in Sarajevo“)

DOBRO JE in meiner großen Altbauwohnung
mit Blick auf die gelben & braunen Dächer
gerahmt von Džamija & dem Kloster;
die Zimmer sind geräumig & die Betten
haben Platz. Die Duschen sind sauber,
eine von zwei Toiletten spült nicht, aber
DOBRO JE, wenn Sie mir 2 Euro mehr
geben möchten wegen dem Wechselkurs.
Rauchen verboten! Ein schöner Fernseher.

DOBRO JE auch mit nur zwei Herdplatten aber
mal hier mal da Free Wifi für meine Gäste. Ma
dodji, dieser Vater mit zwei Söhnen, die Mama

ist krank. Sie sagen Oma Mima zu mir. Es ist so schwer.
DOBRO JE doch, dass die Straßen wieder sehr
nach frischen Zwiebeln, Röstfleisch & Broten duften,
aber Spaghetti mit Tütensoußen mein Abendessen sind.

DOBRO JE aber irgendwann zwischen jetzt & dort,
wenn ich meine Stifte ergreife, neues Papier ist teuer,
so teuer, so nehme ich Rückseiten, nicht wahr?
Ich habe Ideen, nicht wahr? Der Blumenstrauß ist apart.
DOBRO JE, dass ich mich versteckte,
sie fanden mich nicht mehr
während der Belagerung dort draußen dazumal.

Mein Mann hatte
kein Glück. Bald finden sie eine Alte & ihre Kinder
die Bilder.

*Mehr von Michael Pietrucha: Wortlaut 25, Zeitschrift für
Literatur in Franken (u.a. „der atem und der schwan“), mosaik
– Zeitschrift für Literatur und Kultur, Ausgabe 26-Sommer
2018-Salzburg („Oh, Philía und deine geteilte Pflege mit dem
Leben“) und Ausgabe 31-Frühling 2020-Salzburg („Hajastan –
oder die armenischen Miniaturen“).*

Und sie ließ sich nicht mehr aufhalten. Schon war da ein erster bunter Fußabdruck im Straßenstaub, gestampft von kleinen Mädchenfüßen. Eine kleine Hand an der Wand, als sie sich dort abstützte. Da traten sie hervor, aus den Gassen, den Häusern, den Schatten. Augen, die nur Grau kannten, starrten auf das Mädchen und den Eimer zu ihren Füßen. Hände griffen, tasteten, fühlten nach dem ungekannten Phänomen, trugen es weiter über Straßen, Wände, andere Menschen. Und mit der Farbe kamen Gefühle zurück in die ergrauten Gesichter. Münder und Augen standen offen vor Stauen, Wangen erröteten, gelbe Zähne zeigten sich in Grinsen. Und sie übertrugen sich in Bewegungen: Füße lernten das Laufen wieder, Finger die Wärme von Berührungen. Kinderlachen hallte durch die Gassen der Ruinen wie Farbe gewordener Schall. Bald schon trug es die Farbe hinaus in die Ödnis und das Grün wurde zu Gras und das Blau streckte sich bis in den Himmel und den Horizont. Aus den Fingern der Kinder schlüpfen neue, phantastische Kreaturen, die ihrerseits die Farbe weitertrugen und die Hände der Erwachsenen ließen

aus den Ruinen eine neue Stadt entstehen und dann
Brücken, die sich in neue Horizonte und in eine Welt
erstreckten, die auf einmal endlos schien in ihrer Weite
und Vielfalt.

ENDE.

MARLENE WIECZOREK

Geschlossen

„Am Montag ist der Kindergarten geschlossen. Da gibt es eine Krankheit, und deshalb sind alle Kindergärten und Schulen zu.“

Ich schaue hoch zu Mami, dann spiele ich weiter mit der Eisenbahn. Der blaue Zug fährt da lang, dann durch den Tunnel, schnell zum Bahnhof. Der Zug hat Verspätung.

Juhu, heute darf ich im Schlafanzug frühstücken. Mami bleibt zu Hause und sagt, wir machen uns einen gemütlichen Tag.

Die Sonne blendet mich. Wir machen den Vorhang zu, dann blendet die Sonne mich nicht.

Mami räumt die Küche auf und ich ziehe mich an. Ganz schnell, ich will rausgehen!

Ich bin im Gang und ziehe meine Schuhe und meine Jacke an.

„Was machst Du da?“

„Wir gehen raus auf den Spielplatz.“

Mami guckt mich an.

„Nach dem Frühstück gehen wir auf den Spielplatz.“
Mami versteht mich nicht. „Immer nach dem Frühstück gehen wir raus.“

„Ja, aber heute ist das anders. Weißt Du, da ist diese Krankheit, und wir müssen aufpassen, dass wir uns nicht anstecken.“

„Ich will schaukeln gehen.“

„Hm, weißt Du, aber da kann man sich ganz leicht mit dieser Krankheit anstecken. Deshalb wollte ich eigentlich lieber mit Dir Ball spielen gehen.“

„Aber ich will schaukeln.“

„Puuh, na gut. Wir können mal schauen, wie voll der Spielplatz ist. Wenn nur ganz wenige Kinder da sind, können wir es riskieren.“

Ich renne die Treppe hinunter, die Tasche mit der Schaufel und dem Eimer habe ich schon in der Hand.

Meine Mütze ist warm.

„Mami, guck. Da sind ja gar keine Kinder auf dem Spielplatz!“

„Gut, dann los!“

„Kannst Du mich anschubsen?“

Mami nickt. Hoch, noch höher, noch höher, noch höher!

Papi ist heute zu Hause. Mami ist in der Arbeit. Auf Papis Rücken kann ich reiten. Hü hott, ins Kinderzimmer, hü, zurück ins Wohnzimmer!

„So, Bursche, genug ist genug. Was willst Du jetzt machen?“ Papi atmet lustig.

„Rausgehen. Auf den Spielplatz gehen.“

„Tut mir leid, mein Schatz, aber die Spielplätze sind geschlossen.“

Was Papi sich denkt! „Das Tor kann man einfach aufmachen. Das ist nur zu, damit die kleinen Kinder nicht weglaufen.“

„Nein, die Spielplätze sind geschlossen. Seit heute dürfen keine Kinder mehr auf dem Spielplatz spielen. Es gibt da eine gefährliche Krankheit, und niemand soll sich anstecken und krank werden.“

„Ich bin nicht krank. Ich will schaukeln gehen.“

„Du bist gesund, ja. Damit Du gesund bleibst, darfst Du nicht auf den Spielplatz gehen. Komm, lass uns eine Runde mit dem Fahrrad fahren.“

Oh ja, Fahrrad fahren! Das kann ich gut, das kann ich schon ganz alleine!

Mami und Papi sind jetzt zu Hause. Sie sagen, sie arbei-

ten zu Hause. Ich darf nicht in die Küche gehen, weil da jetzt Mami arbeitet. Sie sitzt vor dem Laptop und spricht mit dem Laptop.

Ich bin eine Feuerwehr. Tatü-tata! Tatü-tata! Es brennt im Bad, ich renne mit dem Schlauch ins Bad! Psch! Oh, das Feuer ist groß, ich brauche mehr Wasser!

„Sch, sch. Mami muss arbeiten, kannst Du etwas Leiseres spielen, bitte?“

Papi hängt Wäsche auf und hängt mein Eisbären-T-Shirt auf.

„Aber es brennt! Das muss ich löschen!“

„Du kannst doch noch ein Buch lesen. Wenn ich die Wäsche fertig aufgehängt habe, können wir rausgehen.“

„Nein, ich kann kein Buch lesen! Es brennt im Bad! Da sind ganz viele Flammen. Ich muss löschen.“

„Kannst Du bitte versuchen, das ganz leise zu löschen? Du kannst doch eine ganz leise Feuerwehr sein.“

Na gut, eine ganz leise Feuerwehr.

„Wir können danach mit Finn im Hof Ball spielen, okay?“

„Ja, mit Finn Ball spielen!“

„Psst, ganz leise bitte. Mama muss arbeiten und sich konzentrieren.“

Schnell, ganz schnell fahre ich. Mein Fahrrad fährt ganz schnell! So gut kann ich schon Fahrrad fahren! Mami

und Papi sind ganz langsam, sie gehen spazieren, aber ich kann schnell fahren.

Da kommt die Kurve, dann der dunkle Weg, dann ist da der Spielplatz. Der große Spielplatz. Will ich zuerst schaukeln, oder ganz hoch klettern?

Den Ständer klappe ich aus und den Helm hänge ich hin. Ich kann das alleine, ich muss nicht auf Mami und Papi warten.

Da ist ein rotes Band, da muss ich mich nur bücken.

Ich will klettern. Das ist mein Raumschiff und ich klettere hoch an die Spitze. Ganz weit hoch.

Da kommt Papi. Das sieht lustig aus, wie Papi rennt. Ich winke, ich bin ganz oben!

„Halt, halt! Du darfst nicht auf den Spielplatz gehen! Komm bitte ganz schnell wieder runter!“

Gar nicht! Das Raumschiff ist noch nicht gestartet, und ich will doch noch zum Mond fliegen.

Papi steht unter dem Raumschiff und ruft ganz laut.

„Bitte komm jetzt runter! Du weißt doch, dass der Spielplatz wegen dieser Krankheit geschlossen ist. Kein Kind darf auf dem Spielplatz spielen.“

„Der Spielplatz hat aber gar keine Krankheit. Und ich will jetzt zum Mond fliegen!“

„Ach Schatz, schau mal, da ist ein Schild am Tor, und die Absperrbänder sind auch da, weil der Spielplatz geschlossen ist.“

Hm. Blöd. Da hat jemand wirklich den Spielplatz geschlossen.

„Ich will aber noch mit dem Raumschiff fliegen und schaukeln und einen Kuchen backen!“

„Das tut mir wirklich leid, mein Schatz, aber ich darf Dir nicht erlauben hier zu spielen. Ich verstehe Dich, aber die Polizei sagt, dass keine Kinder auf den Spielplätzen spielen dürfen.“

Ich klettere nach unten, ich bin traurig. Ich darf nicht mehr schaukeln, ich darf nicht rutschen und nicht wippen. Alles macht Spaß auf dem Spielplatz.

„Ach Hase, komm. Du brauchst nicht zu weinen, die Spielplätze werden schon wieder aufmachen.“

„Aber ich will jetzt auf den Spielplatz.“ Ich schreie ganz laut, damit Papi das versteht.

Papi guckt mich an und Papi hebt mich hoch und trägt mich zu meinem blauen Fahrrad. Da ist Mami, sie setzt mir den Helm auf und umarmt mich.

„Wollen wir ein Wettrennen machen? Wer als erstes bei der Laterne ist?“

Heute ist Papi in der Arbeitsküche. Das sagen Mami und Papi jetzt so. Arbeitsküche. Wenn wir essen wollen, räumt Papi ganz schnell seinen Laptop weg und seine Kopfhörer und seine Papiere. Mami klappert extra-extra-laut mit den Tellern. Das tut in den Ohren weh und

ich gehe ins Wohnzimmer. Da sind viele neue Bücher. Das sind sogar meine, die müssen wir nicht in die Bücherei zurückgeben.

„Wollen wir nach dem Essen eine Runde Fahrrad fahren gehen?“

Ich schüttele den Kopf. „Ich mag mit Finn im Hof Ball spielen.“

Mami und Papi gucken sich an.

„Der Ball hat nicht geschlossen, der Ball liegt im Korb neben der Tür.“ Ich weiß schon, dass sonst alles geschlossen ist.

„Der Kindergarten ist geschlossen, der Spielplatz ist geschlossen, die Bücherei ist geschlossen, der Tierpark ist geschlossen.“

„Ja, Ball spielen dürfen wir schon noch.“

„Dann klingeln wir bei Finn und dann gehen wir mit Finn in den Hof.“

„Leider dürfen Kinder jetzt nicht mehr mit anderen Kindern spielen.“

Mami zieht die Schultern ganz hoch, bis fast zu den Ohren. „Meinst Du nicht, dass wir da im Hof eine Ausnahme machen können? Das ist ja nicht draußen im Park.“

Papi sagt Nein.

„So viel Kontakt haben sie beim Ballspielen ja auch nicht. Ich fände das schon in Ordnung.“

„Aber das können die anderen Nachbarn ja alle sehen. Und Finn und unser Schatz sind ja die einzigen Kinder hier im Hof. Das ist ja völlig klar, wer das sein muss.“

„Die Nachbarn werden uns schon nicht gleich verpfeifen. Ein bisschen was muss man den Kindern doch lassen.“

Papi sagt schon wieder Nein.

„Ich komme mit!“ Ich renne zu den Schuhen.

Papi guckt komisch. „Ich gehe nur zum Müll runter. Da brauchst Du nicht mitkommen.“

„Ich will aber rausgehen!“

„Das geht nicht, das dürfen wir nicht mehr.“

„Können wir im Hof fangen spielen? Bitte, Papi.“

„Niemand darf mehr rausgehen, mein Schatz. Wegen dieser Krankheit muss jetzt wirklich jeder zu Hause bleiben.“

„Bitte, Papi, ich will mitkommen.“

„Puh, na gut, aber wir gehen wirklich nur zum Müll runter.“

Klappe auf, Klappe zu. Feuer da, Feuer gelöscht. Klappe auf, Klappe zu. Feuer gelöscht, Feuer, ...

Das ist doch der Schuhschrank im Gang! Juhu, endlich kann ich wieder rausgehen!

Ich werfe das Feuerwehrbuch in die Ecke und rase in den Gang. Schnell, Schuhe anziehen. Rausgehen!

„Nein, nein, mein Schatz. Ich gehe alleine. Du darfst nicht mitkommen.“

Ich schaue zu Papi. Papi hat wieder die Banditenmaske in der Hand und einen Rucksack auf. Ich habe einen Schuh angezogen, und einen Schuh in der Hand.

„Ich will mitkommen. Bitte, Papi.“

„Ach Hase, aber es ist immer noch Ausgangssperre. Kinder dürfen nicht rausgehen.“

„Aber Du hast nicht Ausgangssperre!“

„Ja, aber auch nur, weil ich einkaufen gehen muss. Ich gehe nur zum Einkaufen, und dann komme ich gleich wieder heim.“

„Bitte! Bitte, Papi. Ich will mitkommen.“

„Schatz, ich habe die Regeln nicht gemacht. Es dürfen jetzt halt keine Kinder mehr rausgehen. Und Erwachsene dürfen auch nur noch zum Einkaufen gehen. Alles andere ist verboten. Das weißt Du doch, wegen der Krankheit.“

„Bitte, Papi. Ich will unbedingt rausgehen. Umbedingt!“

„Aber es geht nicht.“ Papi will losgehen, er hat sich schon die Banditenmaske aufgesetzt. Ich bin schneller, ich klammere mich an seinem Bein fest.

„Ach Hase, bitte lass mich gehen. Ich bringe Dir auch

ein extraleckeres Müsli mit, ja?“

„Nein, ich will mit!“

Papi zieht meine Arme weg, aber ich bin schneller und halte ihn fest. Ich setze mich auf seine Füße. Ich will mit!

Mami kommt aus der Küche. „Mein Schatz, ich muss wirklich nur noch eine Email fertig schreiben, dann kann ich ganz lange mit Dir spielen. Magst Du vielleicht schon etwas aufbauen, oder ein Buch aussuchen, das wir nachher lesen können?“

„Ich will nicht spielen! Ich will mit Papi mitkommen.“

Mami und Papi gucken genervt.

„Komm, bitte lass Papi gehen. Komm, wir spielen was gemeinsam.“

Ich klammere mich fest.

Papi seufzt. Dann zieht Papi meine Arme weg. Ich kämpfe, aber Papi zieht meine Arme weg. Mami hält mich fest. „Sch, sch. Wir finden das auch doof, dass Du nicht raus darfst.“

Ich komme nicht weg, ich trete mit meinen Füßen. Ganz fest, Mami hält mich fest. Ich schreie so laut ich kann, dann ist Papi weg, die Tür ist zu.

Ich schreie ganz laut, dann muss Mami sich die Ohren zu halten. Ich renne zur Tür, sie geht nicht auf, Papi hat die Tür zugesperrt.

Ich trete die Tür, weg, raus. Au, mein Fuß tut weh.

Mami weint und nimmt mich in den Arm. Ich weine auch.

„Was spielen wir jetzt? Auf was hast Du Lust?“

„Fahrradfahren.“ Mami schüttelt den Kopf.

Achja, Fahrradfahren ist auch geschlossen. „In der Badewanne mit der Taucherbrille tauchen?“

Mami nickt. Ganz zufrieden guckt sie. Die Badewanne hat nicht geschlossen.

„Was möchtest Du spielen? Ich habe kurz Zeit, danach muss ich das Bad putzen.“

„Schiff fahren! Nach Madagaskar!“

Papi nickt. Er ist zufrieden. Ich weiß schon, dass ich nicht rausgehen sagen darf, sonst sind Mami und Papi traurig.

Nicht zufrieden, hm? Hast Du nicht das Ende bekommen, das Du erhofft hast? Bist Du den Zeilen gefolgt, einer Hoffnung oder einem Gefühl hinterher, das Du letztlich nicht einholen konntest? Nun, nicht jede Geschichte geht so aus, wie wir es uns erhoffen. Auch wenn wir sie nicht sehen, ist jede Geschichte voller Gabelungen und manchmal auch Kreuzungen. Punkten, an denen wir kurz verharren, weil wir für einen Moment die unzähligen anderen, potentiellen Geschichten erspähen können, die sich dort verbergen – aber dann kommt bereits der nächste Satz oder die nächste Seite und fort sind wir, weiter dem Fluss folgend, der Führung einer fremden Feder hinterher.

Klingt zu deterministisch für Deinen Geschmack? Pass auf, ich mach Dir ein Angebot. Versuche, Dir dieses Buch wie einen Korridor vorzustellen. Ein Korridor mit Dutzenden von Türen. Und hinter jeder dieser Türen wartet eine neue Geschichte, eine neue Welt auf Dich. Hier, ich gebe Dir den Schlüssel.

Gehe zurück zum Anfang oder schlage eine beliebige Seite in diesem Buch auf. Wenn eine der Türen klemmen oder der Schlüssel nicht richtig passen sollte,

blättere ein paar Seiten weiter oder zurück, bis Du einen der Anfänge einer Geschichte findest.

Oder verwende ihn, um Deine eigene Geschichte zu schreiben. Alles, was Du dafür brauchst, ist etwas Mut und eine weiße Seite.

ADRIAN VAN SCHWAMEN

Abgesang

In 98% der Fälle würde die Krankheit mild verlaufen, das wurde immer wieder betont. Warum wir deshalb in Quarantäne mussten, wollte mir zunächst nicht einleuchten. Zum Schutz der Alten und Vorerkrankten, hieß es von staatlicher Seite, und ich gab mich damit zufrieden.

Es war im Grunde genommen auch kein großer Umstand für mich. Die völlige Ausgangssperre, die über die ganze Stadt auf unbestimmte Zeit verhängt wurde, mochte für die meisten eine gewaltige Umstellung darstellen. Ich war es allerdings gewohnt, lange Zeit in meinem geräumigen Zwei-Zimmer-Apartment im dritten Stock meines Wohnblocks zu bleiben. Ich arbeitete von zu Hause, meine Freunde waren größtenteils noch die alten aus Schultagen und sowieso nur online regelmäßig erreichbar. Seit meiner letzten Beziehung waren bereits mehrere Monate vergangen. Einkäufe erledigte ich generell so, dass ich im Krisenfall das Gebäude nicht

verlassen müsste. Aber wer hätte jemals ahnen können, dass es zu so einem Fall kommen würde?

Für mich war es also nichts Neues, meine Abende alleine auf dem Balkon zu verbringen und nebenbei zu lesen, einen Film zu schauen oder einfach nur die umliegenden Gebäude zu beobachten. Nur selten hatte ich dabei jemanden zu sehen bekommen, viele Rollläden waren ganztags verschlossen geblieben, auf den Balkonen waren, wenn überhaupt, nur leicht zu pflegende Zierpflanzen zu finden. Einzig in der Tiefgarage, die sich die meisten der Gebäude um mich herum teilten, war ich hin und wieder auf meine Nachbarn gestoßen, während sie zu ihren Autos gestürmt waren.

All das änderte sich, als das Ausgehverbot in Kraft trat. Plötzlich schauten sie alle aus ihren Fenstern, kamen auf die Balkone, setzten sich in ihre sonnenverbleichten Rattan-Möbel und stellten fest, dass im dichtbesiedelten Großstadtdschungel die Nähe zum Nachbarn nicht immer etwas Schlechtes sein musste.

„Hey, hättest du vielleicht eine Rolle Toilettenpapier?“, war der erste Satz, den mein direkter Nachbar über die Balustrade hinweg zu mir gesprochen hatte. „Diese Geier haben alles leergekauft, bevor die Läden dicht gemacht haben.“

Mithilfe eines Besenstiels reichte ich ihm zwei Rollen herüber und wir kamen in ein Gespräch, das den

ganzen Abend andauern sollte. Er hieß Martin und war Automechaniker. Von Zuhause arbeiten kam entsprechend nicht in Frage, worüber er jedoch nicht sehr enttäuscht schien.

„Geld hab ich vorerst genug. Zeit hat mir immer gefehlt. Wobei ich die Zeit gerne mit meinen Kindern verbringen würde“, behauptete er. Ich schlug ihm vor, sich über Video-Telefonie bei ihnen zu melden.

„Die sind noch zu jung, da müsste ich wahrscheinlich auch die ganze Zeit meine Ex-Frau anschauen, nein danke“, erwiderte er und lachte.

Während wir sprachen, begann im Gebäude gegenüber eine Frau zu singen. Die Fenster waren sperrangelweit offen, doch machte es nicht den Eindruck, als habe sie geplant, die ganze Nachbarschaft damit zu erfreuen. Auf dem Balkon daneben begann ein Mann mittleren Alters kurzerhand, den Gesang mit einem alten Kontrabass zu erwidern. Der Gesang kam für einen Augenblick ins Stocken. Als die Frau sich jedoch aus dem Fenster lehnte und den Mann sah, wie er vergnügt in die Saiten haute, stimmte sie wieder mit ein. Dem Beispiel der beiden folgten bald eine Pianistin unter ihnen, eine Gruppe aus Trompetern und Saxofonisten ein paar Fenster links von mir und eine ältere Dame in einer Erdgeschosswohnung, die fröhlich, aber manchmal den Takt verpassend mit einem Tamburin gegen die Hauswand

schlug. Über einige Tage hinweg spielte sich diese Gruppe immer weiter ein und keiner der Balkone blieb mehr leer. Wer kein Instrument spielte, sang so gut es ging mit. Schon früh am Vormittag hallten angeregte Gespräche über die Geländer und Fensterbänke hinweg die Straße entlang. Mit Essen und Trinken gefüllte Körbe wurden an Seilen hoch und runter gezogen, Papierflieger kreisten umher und Sektkorken wurden unter allgemeinem Gelächter in naheliegende Fenster geschossen. Schließlich begann jeden Abend um sechs Uhr die Musik und zog sich mit kleinen, plauderfreudigen Pausen bis spät in die Nacht, wobei stets der seichte Klang einer einsamen Flöte den Abgesang darstellte. Es hätte nicht viel gefehlt und es wäre mir entgangen, wie Helikopter begannen, ihre Runden hoch oben im städtischen Nachthimmel zu drehen.

Es war gerade eine Woche vergangen, da fehlte dem abendlichen Konzert das tollpatschige Tamburin. Es fiel mir erst spät auf, dass an diesem Tag der eingespielte Ablauf nicht durch das Gerassel der älteren Dame begleitet wurde. Als ich es dann merkte, nahm es dem Ganzen zugegeben etwas von seiner verspielten Unbeschwertheit. Ich dachte mir jedoch nicht viel dabei. Als am nächsten Tag auch der taktgebende Kontrabass ausblieb, begann ich mir Sorgen zu machen. Die Wohnung des Mannes schien wie ausgestorben, es brannte kein

Licht und nichts rührte sich. Nur einmal noch meinte ich in einem flüchtigen Moment, eine schemenhafte Gestalt zwischen den Vorhängen hindurch erkennen zu können.

„Der hat vielleicht einfach wunde Finger“, scherzte Martin, und womöglich hatte er Recht. Nach dem Kontrabass gaben zur folgenden Nacht auch die Trompeten und Saxofone auf, das Piano verstummte wenige Abende später und der Gesang wurde von Tag zu Tag gedämpfter. Einzig das Flötenspiel, dessen Ursprung ich nicht ausmachen konnte, setzte unbeirrt zum Abschluss des Abends ein.

„Na, wenigstens einer hat noch Motivation“, sagte Martin, bevor er ohne ein weiteres Wort in seiner Wohnung verschwand, während ich den in dieser Nacht deutlich vernehmbaren Rotoren der über uns fliegenden Hubschrauber lauschte.

Dann, am nächsten Tag, blieb auch der Gesang endgültig aus. Ich saß lange auf dem Balkon und wartete, ob noch jemand den Versuch unternehmen würde, die Musik anzustimmen. Doch bis zum Einbruch der Dunkelheit blieb es stumm. Ich schaute mich um. So weit ich sehen konnte kam niemand nach draußen und hinter keinem der Fenster brannte Licht. Mit einem flauen Gefühl im Magen setzte ich mich an meinen Rechner. Meine Freunde draußen sollten mal wieder wissen, dass

es mir noch gut geht. Zu meinem Bedauern musste ich feststellen, dass die Internetverbindung unterbrochen war. Intuitiv griff ich nach meinem Smartphone und wählte die Nummer meiner Eltern. Kein Empfang. Es war ungewöhnlich, aber ich konnte nicht sagen, seit wann ich keinen Empfang mehr zur Außenwelt hatte. Es konnten Stunden sein oder auch Tage, ich hatte schlichtweg nicht darauf geachtet.

Ein Poltern weckte mich aus meinen Überlegungen und in die Wohnung nebenan war hektische Bewegung eingeleitet. Dann hörte ich vor meiner eigenen Wohnung ein Klirren und zum ersten Mal seit Wochen öffnete ich die Haustür. Vor meiner Fußmatte lag eine zerbrochene Flasche Rotwein, eine rote Lache schwappte über den Boden des Flurs, und mir gegenüber verschwand hinter einer sich schließenden Fahrstuhltür der mit Taschen vollbeladene Martin.

Rasch griff ich nach meinen Schlüsseln, machte einen Satz über den sich weiter ausbreitenden Wein und sprintete die Stufen hinab. Durch das Treppenhaus hallte der schwere Schlag einer zufallenden Feuerschutztür und ich wusste, dass Martin in die Tiefgarage gegangen war. Ich ging ihm nach und fand ihn, wie er hastig seinen Geländewagen mit Koffern und Taschen belud.

„Ich weiß, was du sagen willst“, fing er an, ohne mich dabei anzuschauen oder sich beim Einpacken unterbre-

chen zu lassen. „Wir sollen zu Hause bleiben. Schon klar. Aber weißt du was? Das ist mir egal. Ich werde verrückt hier. Seit Wochen habe ich meine Kinder nicht gesehen. Die Vorräte werden immer weniger, die Nachrichten sprechen immer nur von Geduld, die wir jetzt aufbringen sollen...“

„Martin...“, wollte ich ihn unterbrechen, aber er redete unbeirrt weiter.

„Und dann dieser Gesang! Hätten die nie damit angefangen, schön und gut. Aber das? Einer nach dem anderen verschwindet. Da ist doch was faul. Die verrecken alle an dem Virus, ich sag es dir. Aber nicht mit mir, ich fahre jetzt zu meiner Familie. Und du wirst mich nicht...“

„Viel Glück“, sagte ich, und Martin verstummte. Regungslos schaute er mich an. Dann legte er sachte die letzte Tasche auf den Beifahrersitz, stieg ein und startete den Motor. Ein letztes Mal schaute er herüber und nickte mir zu.

„Mach's gut“, sagte er, „Tut mir leid wegen der Weinflasche, die ist mir so rausgerutscht.“

„Das hättest du ja wenigstens noch sauber machen können“, sagte ich, zuckte aber lächelnd mit den Schultern und erwiderte meinerseits: „Mach's gut“

Martin setzte zurück und fuhr in Richtung Ausfahrt. Mit einem Gefühl der Beklemmung ging ich zurück ins

Treppenhaus, stieg in den Aufzug und ließ mich hinaufziehen. Ich hätte ihn fragen können, ob er mich mitnimmt. Weg von hier. Weg von der täglich drückender werdenden Einsamkeit. Weg von...

Der Aufzug öffnete sich. Ich blieb stehen. Meine Wohnungstür war offen. Ich hatte wohl vergessen, sie zu schließen. Mein Blick senkte sich zur Weinlache. Jemand war hindurchgegangen. Es mussten hastige Bewegungen gewesen sein. Lange Striemen zogen sich über meine Türschwelle. Rote Spuren nackter Füße führten in die Wohnung hinein. Und wieder heraus. Den Flur entlang. Die Treppen herunter.

Ein Krachen ließ mich zusammenzucken. Ich hastete zum Fenster des Hausflurs und schaute auf die Straße. Martin war mit seinem Geländewagen gegen eine Laterne geknallt. Dunkler Rauch stieg im fahlen Licht aus der Motorhaube empor. Ich wollte runter laufen, zur Hilfe kommen, blieb aber am Fenster stehen und beobachtete angespannt, wie der Wagen minutenlang beharrlich schwankte, ohne dass irgendjemand daraus ausstieg.

Dann setzte das Flötenspiel ein und für einen Moment blieb der Wagen still stehen. Plötzlich sprang etwas aus einem zerborstenen Fenster. Ich konnte gerade noch eine schwarze Silhouette wahrnehmen, bei der es sich eindeutig um die eines Menschen handeln muss-

te, doch die Bewegungen waren zu schnell, zu animalisch und kraftvoll. Und bevor ich mehr erkennen konnte, war dieses Etwas bereits in der Finsternis verschwunden. Ich rannte zurück in meine Wohnung, verschloss die Tür, ließ den Schlüssel stecken und fuhr sämtliche Rollläden herunter.

In 98% der Fälle würde die Krankheit mild verlaufen, das wurde immer wieder betont. Aber warum sprach niemand davon, was mit dem Rest geschieht?

Mehr von Adrian van Schwamen:

*Protokoll 46 (2018) Jacobs Verlag, Lage,
ISBN: 978-3-899182-61-3*

*Diverse Beiträge (2018) (Prosa/Lyrik) in: Schöntag, Roger
(Hg.): Die Schreibwerkstatt. Absurditäten und
Abschweifungen, München: Ibykos Verlag 2018, S. 61-74.
ISBN: 978-3-000603-58-7*

SYLVIA HUBELE

Eine Reise an das Ende der Welt

Ich hatte mir eine Tour durch die Wüste immer beschwerlich und schweißtreibend vorgestellt. In meiner Fantasie zogen mit Spezereien und Edelsteinen, Seidenstoffen und Aphrodisiaka beladene Kamele gemächlich Jahrhunderte alte Pfade entlang. Die Wege gesäumt von verendeten, unter ihrer Last zusammengebrochenen Tieren. Bleiche Schädel bleckten Zähne in die Sonne, durch hoch aufragende Rippenbögen piff Wüstenwind körnigen Sand. Reste graugelber Kamelhaut wehten gedörrt, von Aasgeiern zerrupft, über mumifizierten Leichen. Immer wieder die bange und lebenswichtige Frage: Ob dieser sandverwehte Pfad noch der richtige sei — oder würde er geradewegs in den hitzeflammernenden Horizont zu einer Fata Morgana führen, welche die Reisenden mit dem Trugbild einer Oase narrete und sin-

nenverwirrt verdursten ließ? Schwer bewaffnete und vermummte Söldner begleiteten und schützten Leiber und Leben der Reisenden und der Tiere. Denn manchmal überfielen mutige Krieger auf mageren Pferden die Karawanen, ihr Leben in den wenigen Oasen der Wüste war sonst zu schwer und karg.

Als ich die Reise ans Ende der Welt selbst begann, führte eine moderne Wüstenstraße geteert und schnurgerade zum Horizont, die scharf gezogenen Ränder von kleinen Sandwehen verwischt. Bis an den Südrand des alten Reiches fuhr ich in einem Konvoi klimatisierter Reisebusse.

Im Dunkel der Nacht noch hatte sich der Zug auf einem großen Parkplatz im Schutz der Militärs formiert, bevor es hinaus in die Todeszone ging. Blutjunge, hagere Soldaten in abgewetzten Uniformen und mit blank geputzten Uzis fuhren in jedem Fahrzeug auf den aussichtsreichsten Plätzen in der ersten Reihe. Ob gleich bewaffnete Männer aus den schwarzen Schatten der Sand- und Kiesberge die Busse stürmen würden?

Die Dunkelheit der Nacht ließ meine Fantasie Purzelbäume schlagen. Wie real war die Bedrohung?

Langsam zeigte sich am östlichen Horizont ein

schmaler Lichtstreif, und genauso langsam erhob sich die Sonne zu ihrem täglichen Lauf. Die alten Ägypter glaubten, Nut, die alles überspannende, blaue Himmelsgöttin, schlucke jeden Abend die Sonne, um sie am Morgen neu zu gebären.

Die Straße war menschenleer. In größeren Abständen luden Haltebuchten ein, in der sandigen und felsigen Ödnis zu verweilen. Doch die Fahrzeuge rasten immer weiter. Ich warf einen Blick auf den Tacho: Die Nadel stand still am Anschlag. "Kaputt?" Der Fahrer schüttelte den Kopf unter seiner Kefijah: "No, madam. Maximum speed."

Drei lange Stunden bretterten die achtzig vollbesetzten Busse durch die nubische Wüste bis zu einem riesigen, mit Stacheldraht umzäunten, leeren Parkplatz. Flache Gebäude säumten eine Längsseite: Toiletten – am Ende der Welt wurde die Zivilisation von Wasserklos verteidigt. Die Händler auf dem Weg zum Gasthaus wurden munter und kamen mit ihren Waren aus dem Dunkel ihrer Verschlüge heraus: "Parlez-vous Francais?" – "Do you speak English?" – "Sprechen Sie Deutsch?"

Woran sahen die Händler, in welcher Sprache sie ihre Tücher und Figuren anbieten mussten? Ich schaute an mir herab: Was unterschied mich von den Israelis, die

hinter mir gingen?

Ich sah mich um. Lächelnde Japaner posierten mit dem Victory-Zeichen vor ihren Kameras, rotgesichtige Holländer wischten sich mit blaukarierten Taschentüchern den Schweiß von der Stirn, zierliche Französinen trugen entgegen aller Empfehlungen nur einen Hauch an Stoff. Globetrotter aus aller Welt, in Khaki uniformiert und mit schweren Objektiven bewaffnet, schraubten an den Bajonettverschlüssen der Spiegelreflexkameras. Die Menge schob sich langsam zu einem flachen Gebäude, das von einem starken Metallzaun umgeben war. Schwer bewaffnete, junge Männer standen scheinbar gleichgültig herum. Doch unter den langen, schwarzen Wimpern musterten hellwache Augen jeden Einzelnen durchdringend beim Eintritt.

Hunderte von Menschen drängten sich durch die dämmerige Enge des Einlasses. Ausnahmslos jede Tasche wurde mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. Noch ein kurzer Fußmarsch um den Hügel: Dort hielten sie ihre ewige Wacht. Seit 3.000 Jahren bewachen die ägyptischen Götter die nubische Grenze des alten Reiches. Ramses II. ließ einst die Tempel von Abu Simbel am Süzipfel seines Reiches bauen. Schon damals musste alles – Werkzeuge, Farbe, Brot und Zwiebeln – in

Karawanen mühsam an das Ende der Welt geliefert werden. Nur die Steine nicht. Die Tempel wurden direkt in den Fels hineingeschlagen.

Menschenleer und vergessen lagen die Stätten über viele Jahrhunderte, bis sie wiederentdeckt wurden. Jetzt erwacht jeden Tag für zwei Stunden der freie Platz vor den Tempeln zu quirligem Leben. Reiseführer versammeln ihre Gruppen um sich und erklären mit Hilfe von Fotografien die Hieroglyphen und Bilder, die das Dunkel im Tempelinneren bewahrt hatte.

Ich ging langsam zum Eingang des Tempels. Schlachtenszenen und abgeschlagene Köpfe zeigten Eindringlingen, was ihnen bevorstand, wenn Ramses mit seinem Streitwagen die Feinde Ägyptens besiegte, um sie der Göttin des Krieges zu opfern. Was würde der Pharaos zu den modernen Eindringlingen sagen, die die heiligen Hallen in Massen stürmten?

Ich ging in die Tempel hinein, sah die Menschenmengen sich an den Wänden entlang schieben. Ich suchte Reste von Erhabenheit, doch fand ich nur weinende Kinder, dozierende Väter, staunende Bildungsbürger, fühlende Esoteriker – alles schob und drängelte, es blieb kein Raum für Stille und Besinnung.

Im Allerheiligsten saßen Ptah, Amun-Re, Ramses und Re-Harachte im Dunkel. Nur zweimal im Jahr, zur Sonnenwende, schien die Sonne einen kurzen Augenblick lang, wie einen Lidschlag der Ewigkeit, auf drei der Statuen. Jetzt erhellte ein Scheinwerfer die Kammer tief im Fels, damit die Besucher staunen konnten. Der Gestank nach ungelüfteter Wäsche, nach Schweiß und Deodorant, nach Schimmel und bereits hundertfach geatmeter Luft ließ mir den Raum immer kleiner werden. Rückten die Wände zusammen? Brauchten die Götter neue Nahrung?

Ich eilte hinaus, stolperte fast, geblendet vom Mittagslicht. In der Ferne glitzerte Wasser, kleine Wellen schlugen an steinige Ufer. Nichts wuchs rund um den See, der doch Leben spenden sollte und zur Bewässerung gestaut wurde. Ein Baum reckte schwarze, dürre Äste ins Himmelblau.

Im Mittagslicht auf der Rückfahrt sah ich, dass die Wüstenstraße wirklich von Kadavern gesäumt war: Zerfetzte Karkassen toter Reifen lagen zwischen Steinen, Geröll und Sand, waren der Jagd auf den Horizont mit maximaler Geschwindigkeit zum Opfer gefallen.

SUSANNE KITLINSKI

Die Bibliothek der wichtigen Dinge

Monika beobachtete angewidert den Mann in seinem viel zu großem Anzug wie er seine Praktikanten anwies. „Ekelerregend“, dachte sie, „ich könnte mit so einem Menschen nicht zusammenarbeiten.“ Aus den Augenwinkeln sah sie, wie eine Bibliothekarin sich dem Mann näherte. „Wir möchten Sie hier nicht mehr sehen, Sie stören unseren Betrieb und die Menschen, die sich hier gerne aufhalten“, sagte die Frau sachlich und kühl. „Recht hat sie“, dachte Monika. Es war stadtbekannt, dass dieser Mann mit seinem Start-up dem Bürgermeister versprochen hatte, die Stadtbibliothek komplett zu digitalisieren. Das würde Geld sparen und die Räume könnten an großzügige Investoren verkauft werden, die noch großzügigere Townhouse-Wohnungen daraus machen würden. Monika wandte sich ab und steuerte zielbewusst die Abteilung mit den Kochbüchern an.

Wie jeden Freitag ließ sie sich ein Kochbuch aus, um am Wochenende neue Rezepte zu testen. Sie liebte diesen Ort der Ruhe, den Geruch nach Papier, die gute Auswahl an Büchern, sich zu begnügen mit dem, was da war.

„Ich muss Sie etwas fragen“, jetzt war dieses Mondgesicht von Start-up-Held ihr tatsächlich gefolgt.

„Warum?“, fragte sie. Monika starrte weiter auf die bunten Buchrücken mit den leckeren Titeln.

„Weil Sie hier jeden Freitag sind“, sagte Sven, der Start-up-Held, etwas zu selbstsicher, wie er fand. „Wissen Sie, was Sie müssen? Gar nichts müssen Sie“, presste Monika zwischen ihren Lippen hervor und zog an ihm vorbei zum nächsten Regal.

„Jetzt mal ehrlich, Sie können Rezepte doch locker im Netz finden oder die Kochbücher auch bestellen.“

„Oha, gib Acht junger Mann“, schallte es vom Lesesessel in der Ecke, „das ist mein Rückzugsort, an dem ich nicht ständig etwas zu Trinken bestellen muss wie im Café nebenan.“ Sven und Monika blickten erstaunt auf den Lesesessel in der Ecke, dort saß tatsächlich eine ältere Frau, die als gute Oma aus einem Bilderbuch entsprungen sein konnte.

Sven überlegte, was wollten ihm diese Frauen sagen, die waren doch völlig daneben, also eigentlich komplett durchgeknallt. Die verstehen einfach gar nichts. „Aber

das ist doch sowas von nicht mehr zeitgemäß“, stieß er stöhnend hervor, ein bisschen zu überheblich wie er fand. Monika nahm betont langsam ein Buch aus dem Regal, sollte sie es ihm auf den Kopf knallen?“ Sie drehte sich betont langsam mit hochrotem Kopf zu ihm. „Sie verstehen gar nichts.“ Monika lief mit dem Buch in der Hand Richtung Ausgang. Sven zögerte kurz, er wollte ja den Ausleihprozess der Stadtbibliothek analysieren, also wie jetzt weitermachen, wenn alle potentiellen Interviewpartner sich verweigerten. Er ging zurück in den Ausleihebereich, nahm dabei wahllos ein Buch aus dem Regal, was er beabsichtigte auszuleihen. Er stand jetzt direkt hinter Monika, die Wörter wie Vollpfosten, Armleuchte, Hipsterdepp vor sich hin brummte. Die Bibliothekarin hinter dem Computer scannte Monikas Leseausweis und ihr Buch. In diesem Moment hörten alle Besucher der Stadtbibliothek den Sound eines überhitzten Dampfdrucktopfes, dann war das Licht aus, der Computer seufzte noch einmal und schwieg, es war stockdunkel.

Schnell grapschte Monika nach ihrem Buch, verstaut es in ihrem Rucksack und tastete sich zum Ausgang. „Junger Mann, auf was warten Sie denn noch? Wir haben Stromausfall, nehmen Sie ihr Buch und schönen Abend noch.“ Sven packte sein Buch und bekam schlechte Laune. Seine Devices aka Laptop, aka Smart-

phone, aka Tablet hatten noch wenig Strom, seine Akkus waren leer. Hoffentlich gab es zu Hause Strom. Dort wartete, wenn er Glück hatte seine Sprachassistentin Alexa. Als Sven seine Haustür aufschloss schwieg Alexa, Strom gab es noch immer nicht. „Jetzt in das Bett oder doch noch mal schauen, ob das ausgeliehene Buch lesenswert ist“, ging es ihm durch den Kopf. Es gab ja sonst nichts zu lesen in seinem Haus, da alles in seinen Devices steckte.

Monika freute sich auf das ausgeliehene Kochbuch, bei Kerzenlicht würde sie einen Kochplan für das Wochenende aushecken. Sie griff in ihren Rucksack und bekam große Augen als sie den Titel las. „In 100 Tagen zum Millionär.“ Wie konnte das passieren. Was war das für ein schrecklicher Titel und warum klingelte genau jetzt ihr Handy: „Hallo Frau König, darf ich Sie zum analogen Essen einladen, Ihre Buchwahl hat mich überzeugt. Gut, dass Sie Ihre Visitenkarte mit Foto als Lesezeichen verwenden. Sie erinnern sich an den Hipsterdepp aus der Stadtbibliothek?“, Sven lächelte, endlich hatte er mal etwas Anregendes gelesen: „Drei Zutaten. 100 Gerichte. Rezepte für den Campingkocher.“

KLAUS D. KUHNKE

Pestgespräche

Der Sonntagnachmittag ist sonnig aber kalt. Wir sollen uns alle nicht zu nahe kommen. Wurde verordnet. Gilt nur für Menschen, daher setze ich mich aufs Fahrrad, um zu meiner Eiche zu radeln. Ich will mit ihr reden.

Zweihundert Meter die Bunsenstraße entlang, rechts in die Anschützstraße, am abgesperrten Spielplatz vorbei und schon bin ich im Wald. Ich passiere Spaziergänger, mehr als sonst. Der Parkplatz Turmberg ist vollgeparkt. Aber nach einem Kilometer auf dem Wolfsfelder Weg bin ich praktisch allein. Vorbei an der Spinne und da steht sie, meine Eiche, zuverlässig und festverwurzelt seit über 430 Jahren. Wie immer um diese Jahreszeit ist sie gut drauf. Sie freut sich über die Kälte nach den warmen Tagen. Ich frage, ob ihr etwas aufgefallen ist.

„Ja, es sind mehr von euch Rastlosen unterwegs, ungewöhnlich viele für diese Zeit. *Mir ist langweilig*, klagen die Kinder, die Älteren schimpfen: *Scheiße, hab kein Netz*. Bei der letzten Pest war keiner im Wald.“

„Das ist doch nicht die Pest.“

„Die Eichen in der Stadt sagen etwas anderes.“

„Nein, es ist ein Virus, den sie Corona nennen. Er verursacht eine Lungenerkrankung, die heißt Covid-19. Wir haben den Virus genetisch entschlüsselt. Wir sind modern und aufgeklärt. Nicht so primitiv wie zu Pestzeiten.“

„Denk weiter. Denk es zu Ende.“

—

„Du hast recht, wir haben die Pest. Und deswegen radle ich jetzt weiter durch den Wald, damit meine Gedanken zur Ruhe kommen. Damit ich nicht nur an die Pest denke.“

„Ach, Rastloser. Sie sie ist überall. Wenn du deine übliche Runde drehst, wirst du auf seltsame Wesen treffen. Überlege gut, was du antwortest.“

Verunsichert und gleichzeitig neugierig radele ich weiter am Heidgraben vorbei zum Jungfernsitz. Anstelle der Jungfer hockt da in der Felskuhle ein dunkelbraunes Ding, übersät mit Beulen. Ein Pestkobold. Er lacht, als er mich sieht:

„Bald übernehme ich deine Stadt.“

„Das erwies sich schon 1585 und 1617 als Irrtum, damals wurdest du gleich verjagt.“

Ploppend platzen seine Beulen zu bunten Seifenblasen. Ich folge weiter dem Fünf-Föhren Weg, der abwärts einen Bogen von hundertachtzig Grad macht. Links abbiegen zum Teufelstisch. Nun bin ich doch verblüfft. Auf der Steinplatte thront, wie hingegossen, ein hellgraues fettes Seuchengespenst.

„Ich werde immer größer und fetter“, nuschelt es mit vollem Mund, „bald bricht der Teufelstisch unter mir zusammen.“

Wie naiv, ich antworte:

„Der Tisch des Teufels kann nicht zusammenbrechen. Er verhindert es. Du wirst abnehmen und verschwinden.“

Wütend spuckt es mir einen Schwall Pestilenz vor die Füße, die sich im feuchten Moos in winzige blaue Blüten verwandelt. Am Dormitzer Weg entschlief ich mich zu einem kurzen Schwenk Richtung Ohrwaschel. Schon als ich am alten Bierkeller vorbeifahre, spüre ich einen eisigen Luftzug. Im Steinbruch hockt ein Fieberdämon, schwarz und dürr.

„Heute Nacht denkst du an mich, fröstelnd und schwitzend wirst du dich im Bett wälzen.“

„Und morgen früh um zehn komme ich zu dir. Dann scheint die Sonne hier rein, du Narr hast dir das falsche

dunkle Loch ausgesucht. Mich wird sie wärmen und dich schmelzen und im Stein versickern lassen.“

Er schickt mir einen kalten Hauch nach, während ich den Heuweg gen Heimat einschlage.

Während ich heim radle, überlege ich, dass die drei Wesen eher lächerlich als bedrohlich wirkten. Die Antworten erforderten nur ein wenig weiterdenken. Vielleicht übersehe ich da was. Leicht verunsichert erreiche ich mein Haus. Morgen werde ich wieder in den Wald fahren. Die Eiche fragen, welche Bedeutung diese drei seltsamen Wesen haben. Der Pestkobold, das Seuchengespenst und der Fieberdämon.

„Da bist du ja wieder, Rastloser.“

„Gestern traf ich auf einen Pestkobold, ein Seuchengespenst und einen Fieberdämon. Ich fand sie nicht wirklich beängstigend, aber vielleicht irre ich mich da.“

„Sagte ich doch, ihr habt die Pest, jetzt kommen diese Wesen aus ihren Löchern.“

„Aber was machen sie?“

„Lass mich eine Geschichte erzählen:

Da gab es eine Stadt am Meer, eine Stadt voll mit Händlern und kühnen jungen Männern, voll mit Gauklern und Künstlern, Baumeistern und Naturforschern. Ihre Schiffe befuhren die ganze Welt und

brachten unvorstellbaren Reichtum nach Hause. Einen ihrer besten Seefahrer und Händler machten sie zu ihrem Bürgermeister. Beherzt und bedacht führte er die Stadt zu noch größerem Reichtum. Die Stadt sonnte sich in ihrem Wohlstand und selbst den Armen erging es besser als den Bürgern anderer Städte. Trotzdem schaffte er eine gutbewaffnete Bürgerwehr an, teilte die Stadt in Straßen und Bezirke auf und jeder Bürger musste melden, wo er wohnte. Die Bürgerwehr trat nur bei Paraden auf oder fuhr auf Schiffen mit, um Piraten zu jagen. Ob des Reichtums störte sich keiner an den Kosten.

Eines Tages platzte ein Bürger in die Ratsversammlung, schrie laut: „Die Pest ist in der Stadt!“

Wildes Geplärr brach los. Der Bürgermeister stand auf, klopfte aufs Pult:

„Wo?“

„In der Rosenstraße hinter der Kirche, der Händler Hans Droitwich liegt darnieder. Der Arzt hat gesagt, es ist die Pest.“

Der Bürgermeister bewies seine Fähigkeiten. Er schickte die Räte in ihre Häuser zurück. Seine Bürgerwehr, die sie in der Stadt nur als reich geschmückte paradiesende Männer kannten, sperrte die Gasse mit dem Pestkranken ab. Und dazu kontrollierten sie im ganzen Viertel die Leute.

Am nächsten Tag hingen überall Plakate. Gasthäuser wurden geschlossen, Versammlungen, sogar Gottesdienste verboten, der Handel eingeschränkt.

Groß war das Jammern und Wehklagen unter den reichen Bürgern der Stadt. Auch die Armen rebellierten, weil nicht mehr so viel vom Tisch der Reichen für sie abfiel. Künstler klagten, ohne ihr Publikum müssten sie verhungern.

Aber der Bürgermeister blieb hart, die Bürgerwehr achtete darauf, dass die Regeln eingehalten wurden.

Es half. In der Rosenstraße und in der Eibengasse erkrankten weitere Menschen, viele starben, aber nach zehn Tagen begannen die letzten Kranken zu gesunden.

Der Rat beschloss einstimmig ein Fest zum Ende der Pest. Dort wollten die Händler, die Handwerker, die Künstler und die Geldwechsler ihre Erfahrungen vorbringen. Der Bürgermeister wollte das Fest nicht, aber der Rat überstimmte ihn.

Auf dem großen Platz zwischen Kirche und Rathaus versammelten sich die Bürger. Der Bischof spendete seinen Segen vom Balkon und lobte die Tapferkeit der Bürger, wie sie die Pest besiegt hätten. Dann sprach der Vorsitzende der Händlergilde, äußerte sich anerkennend zur Disziplin der Kaufleute

und wies auf die Verluste hin, die sie in den zehn Tagen erlitten hatten. Ihm folgten die Gildeführer der Schmiede, der Zimmerer und so weiter bis zu den Seeleuten. Selbst die Schausteller und fahrenden Händler hatten ihre Vertreter. Alle betonten sie ihren Beitrag zum Sieg über die Pest und bestanden auf Ausgleich ihrer Verluste. Der Pfarrer der Kathedrale beschrieb das Unglück, das die Maßnahmen des Bürgermeisters über die Kranken und Armen gebracht hätte und forderte, dass der Rat allen Bürgern eine feste Summe auszahlen müsste, um die Wirtschaft anzukurbeln. Dann trat noch ein Dichter auf, der das Elend seiner Zunft schilderte. Er forderte zusätzlich zum Bürgergeld einen festen Betrag für alle Künstler, sie wären stark beunruhigt. Sein Kollege Sakul Giertag hätte bereits ein Pamphlet mit dem Titel ‚Weg mit den Reichen‘ verfasst, worin er forderte, sich das Geld mit Gewalt zu verschaffen.

Das letzte Wort hatte der Bürgermeister, der nun auf dem Balkon erschien. Nicht zuletzt wegen seiner prägnanten, klaren Stimme war er gewählt worden:

„Ihr glaubt, wir haben die Pest besiegt. Das ist falsch.“

Raunen und einzelne wütende Rufe schallten aus der Menge empor. Rufe wie: „Giertag hat recht“,

*„die Händler saugen uns aus“, „die Juden sind es“,
Nein, die Katholiken aus der Mariengasse“, „die rei-
chen Schiffskapitäne“, „ersäuft sie, nehmt ihr Geld“*

Die ersten Prügeleien begannen.

*Als die Glocke der Kathedrale dreimal schlug,
kehrte etwas Ruhe ein. Die besonnenen Bürger
mahnten die Wütenden, sich erst mal die Rede des
Bürgermeisters anzuhören. Er fuhr fort:*

*„Hört, ihr Bürger dieser reichen Stadt, die Pest
fängt jetzt erst an. Der Pestkobold, das Seuchenge-
spenst, der Fieberdämon nisten sich in euren Köpfen
ein. Sie sind das Gefolge der Pest. Wenn ihr sie her-
einbittet, werden sie töten, morden und brandschat-
zen.“*

*Seine Stimme wurde noch lauter und eindringli-
cher:*

*„Ihr habt die Wahl: Ihr könnt selbst etwas für die
Stadt tun, arbeiten, Probleme lösen, helfen, aber
wenn ihr nur Schuldige sucht und nur Forderungen
stellt, dann habt ihr euch den drei Seuchengötzen er-
geben.“*

*Dann werden ich und meine Leute morgen früh
die Stadt verlassen.“*

Schweigen.

Ich schaute an der Eiche hoch.

„Das Ende, das Ende fehlt. Was passiert weiter?“

„Das ist das Ende, Rastloser. Du wolltest wissen, was der Pestkobold, das Seuchengespenst und der Fieberdämon machen. Sie kommen mit der Pest und infizieren die Menschen. Sie sind ansteckender und viel tödlicher als die Pest oder euer neumodischer Corona Virus. Und es gibt wenig Schutz für den, der sich nicht anstecken möchte, außer schnell und weit weg zu laufen.“

„Woher weißt du das?“

„Ich bin alt und wir alten Eichen erzählen uns viel. Und du weißt es auch. Die Stadt, von der ich sprach, du hast mir davon erzählt, es könnte Amsterdam sein.“

„Richtig, das antwortete ich gestern dem Pestkobold. Sie konnten die Pest 1617 auf einzelne Straßen begrenzen und danach wurde die Stadt noch reicher und prächtiger. Oder Nürnberg 1585, du hast recht, ich wusste es.“

„Dann verstehst du auch, dass die Drei nicht immer so leicht zu besiegen sind. Denke an die Stadt Arras, da brachten sie 1460 nach der Seuche mehr Leid und Tod, als die Pest selbst.“

„Du ängstigst mich. Was kann ich tun?“

„Dich nicht vor ihnen fürchten, sondern sie weiter als lächerliche Figuren sehen und sie mit Antworten verblüffen. Einen Schritt weiter denken, dann lösen sie sich auf.“

Als eine der Kreaturen die Flügel an den Körper zog um sich Richtung Ruinenstadt fallen zu lassen, schlug der Klang einer Glocke durch die Stille. Es war kein angenehmer Klang. Mehr das Dröhnen und Stöhnen vom altem Metall eines vergessenen Zeitalters, das in der Luft vibrierte und die Kreatur ihren Sturzflug abbrechen ließ. Der Junge, der die Glocke geschlagen hatte, sah, wie sich das Ungeheuer zurückzog – ein Schrecken in Wartestellung, zusammen mit Dutzenden anderen. Er blickte auf die Ruinen der Stadt weit unter dem schiefen Turm. Einer Stadt, die er nur als Ruinen und Museum einer Zeit kennengelernt hatte, in der die Welt größer gewesen sein musste, größer und unzerbrochen. Seine Finger berührten die Glocke, das uralte, rauh und brüchig gewordene Metall, welches nun unvorstellbar herzustellen war. Die Narben, hinterlassen von Schlägen, Wind und Zeit.

Er blickte auf die Stadt und wusste, dass ihre Zeit gekommen war. Und so rannte er zurück in die Glockenstube, griff nach dem Seil und schlug die Glocke erneut. Es war schwierig, dem alten Instrument so etwas wie einen Rhythmus zu entlocken, aber er blieb dabei und zog

und zog an dem Seil selbst als seine Arme müde wurden. Es dauerte, doch nach einer Weile konnte er über den Lärm der Glocke tatsächlich hören, wie jemand weit unter ihm in der Stadt den Takt aufnahm und Bleche klangvoll aufeinander schlug. Nicht lange danach setzte das Trommeln auf alten Fellen ein. Nach und nach schlug und tönte es aus jeder Ecke der Stadt als die Menschen zusammenkamen, um sich ein letztes Mal daran zu erinnern, was es bedeutete ein Mensch zu sein.

Am letzten Tage der Menschheit war die Stadt erfüllt von einem Konzert das bis in den Himmel reichte, wo die geflügelten Kreaturen auf ihren finalen Einsatz warteten.

ENDE.

NITA PAUL

Wasserbüffel

Das Mädchen dreht sich nicht um. Sie steigt über die Absperrung, rennt die Böschung hinab und in den Fluss hinein. Das Wasser spritzt auf und umfängt sie schon bis zu den Hüften.

Nicht auch noch sie, denkt Rafi. Übelkeit steigt in ihm auf, während er beobachtet, wie das Mädchen auf die Wasserbüffelherde zuläuft. Jetzt sind nur noch ihr Kopf und die schmalen Schultern zu sehen. Das Mädchen bewegt sich in die Herde hinein. Nach wenigen Sekunden ist sie verschwunden.

Niemand, der in den Fluss geht, kommt wieder zurück. Dass es da Krokodile gäbe, hatte man Rafi gesagt, als er mit dem Job anfing. Große Krokodile.

Das Mädchen ist trotzdem in den Fluss gegangen. Sie ist dieses Jahr schon die vierte, die das alles nicht mehr ausgehalten hat. Die Hitze in den dunklen Kabinen. Die Kunden, die ihre Lieferungen möglichst gestern haben wollen. Die Manager, die in Helikoptern über der ausgedehnten Callcenter-Landschaft kreisen; die in Gespräche hineinhören und wie Raubvögel hinabstoßen, wenn ein Interessent unzufrieden den Hörer auflegt.

Am Vormittag hatte Rafi zwei Kabinen neben sich die Manager kreischen gehört und dazwischen die leise Stimme des Mädchens. Die Wände des Callcenters sind aus Plastikplanen und so dünn, dass er in ruhigen Zeiten sogar mitbekommt, wenn nebenan jemand ein Taschentuch aus der Verpackung zieht.

Rafi ist noch immer leicht übel. Sein Magen fühlt sich an, als läge ein faustgroßer Stein darin:

Wäre das Mädchen auch dann ins Wasser gegangen, wenn er sich eingemischt hätte? Hatte ein Krokodil sie erwischt?

So sehr Rafi die Augen zusammenkneift, er sieht draußen nur Büffel und silbrig flimmernde Wellen.

In der Kabine ist es heiß. Der Schweiß läuft ihm den Rücken hinunter und tropft ihm von den Armen. Es fällt ihm schwer, sich auf den Job zu konzentrieren. Er

kriegt das Bild des Mädchens nicht aus dem Kopf, wie es zwischen den Büffeln verschwindet.

Der Mann am anderen Ende der Leitung will eine Wüstenlandschaft mit sechs bis sieben Meter hohen Sanddünen. Er ist der erste von Rafis Kunden, der eine Wüste bestellt — für die dritte Ebene seines Hauses. Die meisten ordern Korallenriffe mit glitzernden Fischen. Aber zweimal hat Rafi auch Urwaldlandschaften liefern lassen — und einmal eine Nashornherde.

Am Himmel ballen sich dunkle Wolken zusammen. Wenn sie brechen, wird es noch härter, in der Kabine zu bleiben. Aber Rafi kann nicht einfach rausgehen. Er hat feste Pausenzeiten, und die Vorschriften gestatten es nicht, sich länger als drei Minuten draußen aufzuhalten.

Der Kunde will eine Wüste mit einer integrierten Oase. Er fragt nach einem Marmorbecken und klimaanlagentauglichen Palmen.

Zwischen zwei Telefonaten hatte Rafi sich manchmal mit dem Mädchen durch lange dunkle Gänge ins Freie geschlichen. Sie standen dann auf dem Streifen Grün zwischen den Mülltonnen und dem kniehohen Gitter, das den Weg zum Fluss versperrte. Meist blieben sie

länger als drei Minuten dort draußen. Der Fuß des Mädchens wippte auf und ab.

Rafi mochte ihre braunen Augen, ihren Blick, der sich verlegen seitwärts bewegte, selbst wenn sie lachte. Dort bei den Mülltonnen drang das Gebimmel der Telefone nur leise an ihre Ohren. Und das Mädchen redete. Über die Wasserbüffel. Ihre glänzenden Rücken. Wie schnell sich ihre massigen Körper die Uferböschung hinunterbewegten. Wie sie im Wasser stundenlang auf demselben Fleck verharrten, die Köpfe sanft zurückge-
neigt.

Das Mädchen rührte sich nicht von der Stelle, wenn sich mit lautem Brummen ein Helikopter näherte. Sie sah Rafi unverwandt an, als wolle sie ihn festhalten. Doch Rafi hatte Angst, dass sie ihn draußen erwischten und eilte zu seiner Kabine zurück.

Er hatte nicht versetzt werden wollen, in eine jener Zellen, von denen aus man kaum einen Streifen Tageslicht sah.

Der Mann am Telefon möchte Original-Sahara-Sand für seine Wüste. Rafi öffnet den Sandrechner. Er fragt sich, woher diese Leute, die Häuser und Sand und Riffe bestellen, das Geld dafür haben. Fragt sich, wie es sein kann, dass es so viele von ihnen gibt.

„7.3 Millionen Dollar“, sagt er zu dem Mann am Telefon.

Während er auf den nächsten Anruf wartet, blickt Rafi aus dem Fenster, sieht durch die farblose, von feinen Rissen durchzogene Plane in der Vorderfront seiner Kabine zu den Wasserbüffeln hinüber.

Seit die Tiere hier sind, beobachtet er sie. Wie sie das karge Grün von den Sträuchern an der Uferböschung rupfen. Wie sie sich vom Ufer ins Wasser stürzen und dann im ruhig dahinfließenden Strom treiben lassen.

Ein Krokodil hat Rafi noch nie gesehen. Vielleicht wagen sich die Krokodile nicht in die Nähe der Herde.

Wenn es überhaupt Krokodile gibt.

Eines der Tiere ganz am Rand der Büffelgruppe wendet seinen Kopf in Rafis Richtung. Er spürt ein Ziehen in seiner Brust, möchte zu den Büffeln hinüber schwimmen, zwischen ihnen in der ruhigen Strömung liegen und sich von den Wellen kitzeln lassen. Es ist Jahre her, dass er sich in einen Fluss geworfen hat.

Das Dunkelgrau der Wolken verstärkt sich. Bald ist Zeit, die Schlafmatte auszurollen. So gut wie niemand mehr geht abends von hier aus noch nach Hause, fast

alle schlafen mittlerweile im Callcenter. So gut wie niemand *hat* noch ein Zuhause.

Eine von den alten Frauen haben sie letzte Woche tot auf dem Boden ihrer Kabine gefunden, zusammengekrümmt auf ihrer dünnen Matte. Die dunklen Wände dürften das Letzte gewesen sein, das sie sah – wären das Letzte, was so gut wie alle hier sehen würden.

Rafi schaut auf den Fluss, der sich im schwindenden Licht dunkler färbt. Die Büffel lagern jetzt dichter beisammen. Das Tier am Rand der Herde wendet erneut seinen Kopf in Rafis Richtung. Es löst sich von der Gruppe und schwimmt auf das Flussufer zu. Rafi sieht den Büffel näherkommen, sieht, wie er sich die Böschung hinaufschwingt.

Hinter der Absperrung bleibt der Büffel stehen. Sein rechtes Bein bewegt sich nervös. Den massigen Kopf hält er gesenkt. Es sieht aus, als würde er verlegen zur Seite blicken. Dann schaut das Tier Rafi direkt an. Dieser Blick, die braunen Augen kommen Rafi seltsam vertraut vor. Er möchte das Fell des Büffels berühren und fragt sich, ob er es wagen kann, die Kabine zu verlassen. Ob der Büffel auf ihn warten wird, bis er es durch die verwinkelten Gänge ins Freie schafft. In diesem Moment dreht sich das Tier um und kehrt zu den anderen zurück. Und dann setzt sich die ganze Herde in Bewegung.

Rafi schießt die Angst durch den Körper. Noch ehe er einen klaren Gedanken fassen kann, zerren seine Finger an der brüchigen Fensterplane. Sie reißt, reißt weiter auf. Rafi zwingt sich durch den Riss nach draußen und rennt auf die Absperrung zu. Mit einem Sprung setzt er hinüber. Dann sind es nur noch wenige Schritte bis hinunter an den Fluss.

Er wirft sich ins Wasser und landet auf den Knien, bewegt sich auf Händen und Füßen vorwärts. Seine Arme greifen weit nach vorn, berühren den schlammigen Grund des Flusses. Rafi schwingt sich tiefer und tiefer in das warme, weiche Wasser. Er paddelt, er schwimmt. Sein Kopf wiegt unglaublich schwer auf den Schultern. Rafi wirft ihn in den Nacken und sieht etwas Schwarzes über sich; etwas Schwarzes, das aus seinem Gesicht ragt: seine Büffelschnauze.

Noch ehe er ganz verstanden hat, durchströmt ihn ein Gefühl, so stark wie der Fluss. Rafi wirft einen letzten Blick auf die schwarzen Kabinen am Ufer. Dann wendet er sich der Herde zu und folgt ihr flussabwärts.

EPILOG

Sie legte das Buch offen auf den Tisch und schaute aus dem Fenster. Der Sturm wütete noch immer, doch zeichnete sich hinter der dichten Mauer aus Sand ein Bild ab, das deutlicher war, als es die klare Sicht je sein könnte. Dort, wo der Sturm sein Ende nehmen würde, baute sich eine Welt auf, geformt aus den Stimmen, die aus dem Buch zu ihr herüberwehten und bevor sie sich versah, fand sie sich selbst darin wieder.

Sie ging einen Weg entlang, vorbei an den Ruinen einer verlassenen Stadt, die, mit feinen Sprösslingen gesprenkelt, nur einer Gruppe verwilderter Meerschweinchen ein Zuhause war. In dichten Nebelfeldern vor einem düsteren Wald vollführten Gorillas ein freudiges Affentheater, während Wasserbüffel in einem ungezähmten Fluss badeten, der ihren Weg kreuzte. Irgendwo zwischen den Bäumen erzählten uralte Eichen den jungspündigen Kobolden ihre Geheimnisse, während Trolle durch das dichte Gehölz rasten.

Sie begleitete eine Weile eine Karawane aus dutzenden beladenen Kamelen, bis sie schließlich eine Hafenstadt an der Küste eines azurblauen Ozeans erreichte.

Sie passierte das Tor aus strahlendem Sandstein und schlenderte entlang der Stadtmauerstraße, wo die Menschen in regen Gesprächen um bunte Waren aus aller Welt feilschten. Sie folgte dem Puls der Masse bis in das Herz der Stadt, vorbei an Sängern auf Balkonen, die vom Klang unzähliger Weingläser begleitet mit ihren Kontrabassstimmen ihren Rhythmus in die Straßen und Gassen hauchten. Vorbei an jungen Mädchen, die mit ihren Frühlingsblicken frisch gebackenen Kirschkuchen an weit gewanderte Reisende verteilten. Vorbei an Kindern, die mit brennendem Eifer imaginäre Feuer löschten oder Großvätern lauschten, die ihnen Geschichten vergangener Zeiten erzählten. Zwischen den Menschen hindurch, die links im botanischen Garten ihre Wurzeln aufschlugen und rechts ihre Nasen in die Bibliothek trugen, um sie in die Bücher zu stecken. Sie suchte die heimlichsten Wege und folgte treppauf, treppab den Gerüchen von Kaffee und heißer Milch mit Honig, Röstfleisch, Zwiebeln und Brot. Sie erreichte schließlich einen Strand, der neben Kirschbäumen in voller Blüte mit einem Fest die nun nahende Dämmerung erwartete. All die neuen Eindrücke an der Hand mit sich führend, schaute sie auf das weite Meer hinaus

und beobachtete, wie ein einzelner Luftballon den Schiffen aus fernen Ländern zur Begrüßung winkte.

Und als das nächste Schiff den Anker wieder lichtete, stand sie schon an Deck und salutierte dem Wind als ihrem Steuermann und machte sich auf in Richtung der eigenen Geschichte.

Ihre eigene Geschichte schreiben.

Schreiben.

Aufschreiben! Hallte es durch ihren Kopf und aus ihrem Rucksack holte sie ein anderes Buch hervor, dessen weiße Seiten ihre Geschichten noch nicht offenbart hatten. Und sie begann, zu schreiben. Und sie machte erst halt, als eine einzelne Träne der Freude den letzten Punkt setzte. Sie schaute auf. Die Ruhe nach dem Sturm war eingekehrt. Strahlender Sonnenschein deckte den Tisch durch die himmelblauen Gardinen. Es war vorbei. Es war an der Zeit, weiter zu ziehen.

Sie schulterte den gepackten Rucksack, lehnte die beiden Bücher nebeneinander an die Regalwand und warf einen letzten Blick auf den Zettel, der noch immer auf dem Regalbrett lag.

Für jeden, der es braucht.

Und sie verließ den Raum, in dem nun eine Stimme mehr freudig darauf wartete, gehört zu werden.

DANKE

allen Autoren, die mit Begeisterung und Kreativität so reaktionsschnell und schlagkräftig eine bunte Mischung an Geschichten und Ideen auf die Beine gestellt haben. Ein besonderer Dank unserer *Wonderwoman* Valeria Fischer für ihr unermüdliches Engagement, Adrian van Schwamen für Prolog und Epilog, und Andreas Pohr für Idee, Orga und Umsetzung. Für ihre langjährige Unterstützung ein herzliches Dankeschön den Teams des Kulturzentrums E-Werk und der Stadtbibliothek Erlangen, sowie *last but not least* unseren großartigen Lektorinnen und Lektoren Annette Arend, Johann Roch, Stefan Winter, Björn Bischoff, Nataša Dragnić, Marlene Wiczorek und Michael Pietrucha.

